

R|SS

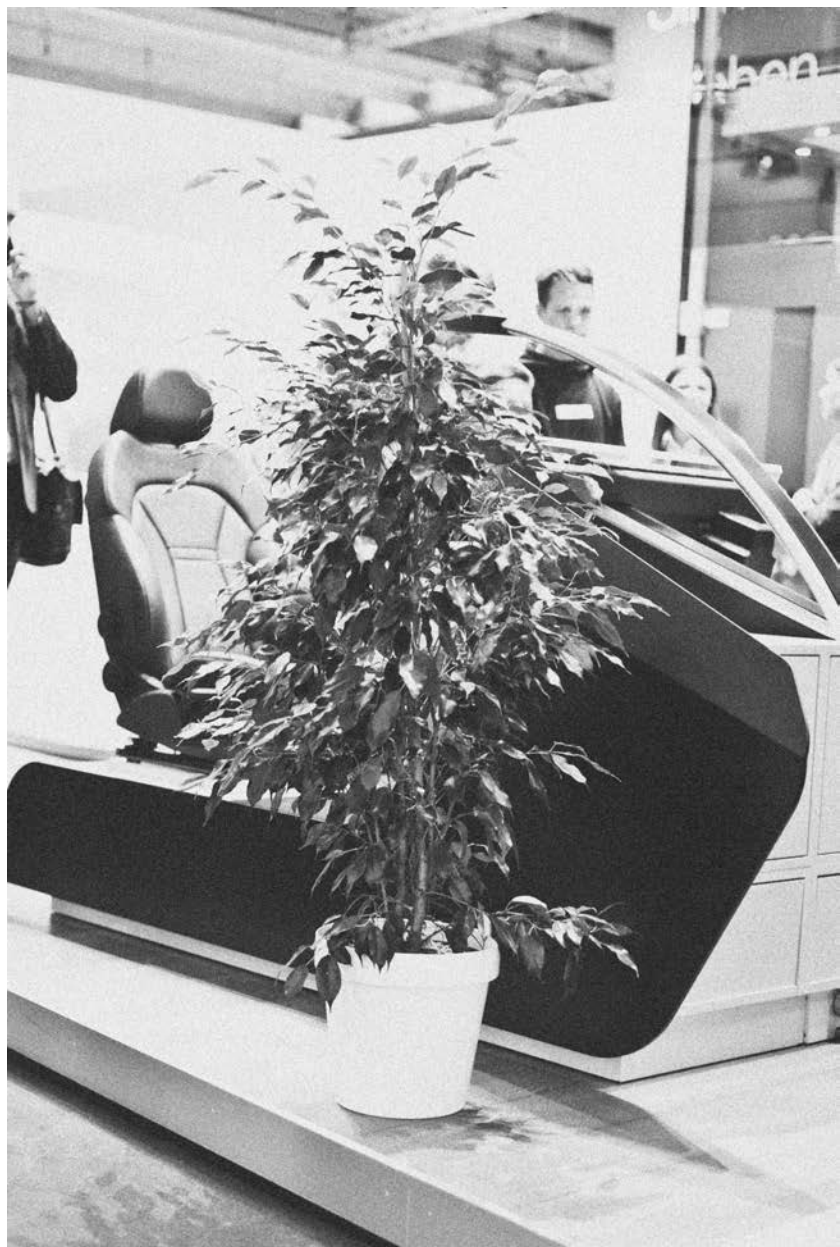
BIOANALYSEN II

OZEANISCH
TROCKENLEGUNG
TENTAKELN
SIENCE FICTION
VIAGRA
VIRUS
MODE UND MEER
VIRALE WÖRTE
KLITORIS
PANDEMIE





















IAA / ständiges Scheitern / Habitat

An einem Mittwoch fuhr ich nach Frankfurt auf die IAA. Ich wollte an meinem Projekt »Natürliche Umgebung« weiterarbeiten, das ich seit zwei Jahren in unregelmäßigen Abständen lösche und wiederherstelle.

Die natürliche Umgebung von Autos hielt ich für einen spannenden Aspekt über den es sich nachzudenken lohnt. Welche natürliche Umwelt haben Autos? Welches charakteristische Vorkommen haben sie in einer bestimmten geografischen Region, neben anderen Organismen und Faktoren? Lebewesen, Atmosphäre und interelementare Begebenheiten in Bezug auf Automobile sind in dem Land, in dem ich wohne ein durchaus kompliziertes und mit allerlei (Vor)urteilen von vielen Seiten durchwachsesenes Konstrukt.

Ich begann meine Fotos zur natürlichen Umgebung in einem Autohaus, in welchem ein größerer Kombi erhaben auf einem gerahmten Geröllsandkasten steht. Drumherum anthrazitfarbene Fliesen, sauber. In einem weiteren Autohaus standen auffällig viele Kopierer herum. Eine PKW Messe bestach durch nichts außer einen Slushautomat und lustigen Werbevideos. Das Hamburger Automuseum Prototyp in der HafenCity hinterließ bei mir ein Ensemble aus Belanglosigkeit, Traurigkeit und starker Langeweile. Ich löschte mal wieder den Ordner. Ich stellte ihn wieder her und plante langfristig eine Reise zur IAA Frankfurt. Ein ganzes Jahr wartete ich darauf.

Ich fuhr morgens nach Frankfurt, die Fahrt war gemütlich und ich aß fast all meine Brote auf. Mein Ticket hatte ich online gekauft, ich erwartete Menschenmassen. Es war voll, aber irgendwie auch leer. Das Gelände schien wie für mehr ausgelegt, mehr

Aussteller, mehr Menschen, mehr Auto. Ich weiß nicht, was ich 2019 erwartet hatte, aber irgendwie mehr Elemente, mehr zum anfassen und Organisches. Es gab Gummibärchen, Messemitarbeiter*innen, die mit ihrem Wedel die Autos abwedelten. Schön lackierte Autos, funky Farben, einen SUV Park im Außenbereich, der umzingelt war von Essensständen, kulinarische Messeklassiker von einigen hippen Foodtrucks unterwandert, Instagram war da, auch Facebook. Mercedes hatte eine eigene Halle, es gab viele weiße Auto-Männer, einer sprach mich an: »Warum hast du keine digitale Hasselblad?« Gute Frage. Ich hatte es mir grade bei BMW gemütlich gemacht, denn das war der einzig schlaue Stand, bei dem es kostenlos guten Espresso mit einem Schuss Milch aus einem funky Glas gab und kostenloses Wasser aus einem gut designten Wasserhahn in tausende »zu hundert Prozent biologisch abbaubare Einwegbecher aus Maisfaser«. Ich antwortete »Weil ich es mir nicht leisten kann«. Der etwa 70 Jahre alte weiße, beleibte Bayer verwickelte mich in ein Gespräch, er sei Unternehmer und der best bezahlteste Journalist Deutschlands (»Unter 10 000 mache ich es nicht«). Ich versuchte freundlich aber bestimmt das Gespräch abubrechen.

Esse eine Frankfurter Grüne Soße. Denke nach. Will nach Hause. Zug fährt erst in fünf Stunden. Denke über die Pflanze nach, die meine Sitznachbarin ist. Entscheide, alle Pflanzen auf der IAA zu fotografieren, die ich sehe. Mache das. Orchideen, Pflanzen in Reagenzgläsern, Bambuspflanzen, Gestecke, ... greenwashing ist das, oder? Ich finde es lustig, meine Aufgabe gefällt mir und dann fahre ich nach Hause. Ein bisschen leer fühle ich mich trotzdem. »Natürliche Umgebung« habe ich jetzt aber noch nicht gelöscht.



»Nous ne savons pas ce
que c'est
que d'être vivant,
sinon seulement ceci,
qu'un corps cela se jouit.«

(Jacques Lacan,
Seminar XX Encore)

RISS

Zeitschrift für Psychoanalyse
Nr. 95

Bioanalysen II

19 Editorial

- 27 Mai Wegener
*Seinem großen Ozeanischen
Freund das Landthier S. Fr.*

- 43 Karl-Josef Pazzini
Verloren

- 47 Zwischenspiel
Diana Weis
*Mode und Meer –
Versöhnungssex mit
den Mollusken*

- 53 Insa Härtel
*Biochemische Impotenzlösungs-
kompetenz? Filmische Viagra-
(Un-)Fälle*

- 65 Erik Porath
*Nicht ohne Wunsch und
Genießen – Zu einer bekannten
Debatte aus bioanalytischer
Sicht: Psychoanalyse zwischen
Natur- und Geistes-/Kultur-
wissenschaft*

GESPRÄCHE

- 77 Dorion Sagan
*The Berlin Interview
With Peter Berz and
Marcus Coelen*

95 Karin Harrasser,
Karl-Josef Pazzini
*Theorien des Körpers als Science
Fiction lesen – Ein Manifest in
Gesprächsform*

105 François Ansermet
»... dass wir biologisch dazu
determiniert sind, nicht völlig
biologisch determiniert zu sein.«
*Ein Gespräch mit Marcus Coelen
und Alexandre Wulschleger*

113 Nadine Hartmann,
Arnd Wedemeyer
*Ankündigung eines Austauschs
des RISS mit Catherine Malabou
anlässlich ihres neuen Buches
»Le plaisir effacé. Clitoris et
pensée«*

PANDEMIE

121 Peter Berz, Marcus Coelen
*Coronanalysen
Fragmente zur viralen Lage*

139 Dokumentation
Redaktion RISS
Wort Virus

151 Jamieson Webster
*Endnoten – Palliativpflege in
Zeiten einer Pandemie*

163 Regina Karl
*Manifest Destiny: Die sperrige
Übersetzung amerikanischer
Freiheit*

167 Claus-Dieter Rath
*Covid-19 in Analyse: Über-
tragung, Ansteckung und
Übermittlung – Eine Skizze*

EPIKRISIS

173 Peter Berz
Die biologische Frage

REZENSIONEN

179 Peter Widmer: *Destruktion
des Ichs. Psychoanalytische
Annäherungen an den Ursprung
menschlicher Aggression* –
rezensiert von Astrid Engl

184 Tögel, Christfried (Hg.);
Zerfaß, Urban (Mitarbeit):
*Sigmund-Freud-Gesamtausgabe
in 23 Bänden*, Bd. 16 und 17 –
rezensiert von Karl-Josef Pazzini

187 Abstracts

193 Autor*innen

199 Heftankündigungen

201 RISS-Beirat

201 Autor*in werden

201 Leser*innenschaft

203 eRISS

208 Impressum

Der Ausdruck »Bioanalyse« ist von Sándor Ferenczi geprägt und in seinem *Versuch einer Genitaltheorie* entfaltet worden. International wurde dieser Text unter dem Titel *Thalassa* bekannt, im Ungarischen trägt er den Titel *Katasztrófa*.¹ Er befasst sich, knapp gesagt, mit der Idee, dass es »zu der individuellen Katastrophe der Geburt und ihrer Wiederholung im Begattungsakt eine Art geschichtliche[r] Parallele«² geben müsse, die Ferenczi in der Phylognese und genauer im Übergang von der See- zur Landexistenz der Wirbeltiere findet. Der Terminus Bioanalyse ist allerdings nicht auf diese spezifische These beschränkt, sondern steht für von der psychoanalytischen Erfahrung ausgehende biologische Spekulation überhaupt. Die Radikalität dieser Spekulation und die Kühnheit der Gedankenführung in Ferenczis Unternehmen beeindrucken und irritieren bis heute. Biologie und Psychoanalyse treten hier in ein wirklich neues, fast möchte man sagen verrücktes Verhältnis.

Die beiden vorliegenden Hefte des RISS – Bioanalysen I und Bioanalysen II – nehmen ihren Ausgangspunkt und Anstoß von Ferenczis Arbeit. Es setzen sich allerdings keineswegs alle Texte direkt mit Ferenczi auseinander. Die Absicht ist vielmehr, die hier angelegte Herangehensweise für ein anderes Denken der Verbindung von Biologie und Psychoanalyse zu befragen und fruchtbar zu machen.

Um das Feld zu eröffnen, nicht unbedingt um es abzustecken, denn sein Umfang ist unbekannt, mag hier einiges Wenige aus den Anfängen der Bioanalyse in Erinnerung gerufen werden. Auch Freud war für die biologische Spekulation und für phylogenetische Parallelen immer offen. Er nahm die von Ernst Haeckel formulierte »biogenetische Grundregel« – darnach verschiedene Momente der Phylogenese in der Ontogenese wiederzufinden sind

– ebenso begeistert wie eigenwillig auf. Wie für Ferenczi knüpfte sich schon für Freud das Studium der biologischen Forschungen zur Ur- und Frühgeschichte an die Frage nach den Ursachen für die Fragilität des Menschseins, ja die Dysfunktionalität der menschlichen Natur, wie sie sich insbesondere im Sexualleben zeigt. Aber während Freud zumindest tendenziell – in *Totem und Tabu* allemal, allerdings nicht in *Jenseits des Lustprinzips* – im Rahmen der menschlichen Frühgeschichte verbleibt, lässt sich Ferenczi auf eine Perspektive weit jenseits des Menschen ein. In dieser Öffnung ist er radikal und höchst modern, gleichsam prä-posthuman. Der Mensch ist bei Ferenczi durchdrungen von Vormenschlichem, in ihm sind »ganze Stücke untergegangener und auf andere Weise unzugänglicher Geschichte – nach Art hieroglyphischer Inschriften aus einer Urzeit – konserviert«³, die ihn auf intime Weise mit den ihm vorangehenden und gleichzeitig existierenden Arten verbinden. Die »Entdeckung, daß der Mensch nicht völlig im Menschen ist«⁴, die mit Freuds Erfindung des Unbewussten einherging, bekommt bei Ferenczi eine explizit biologische Wendung. Dazu gehört auch, dass die in *Thalassa* erzählte fantastische Ursprungsgeschichte völlig anders ansetzt als Freuds von ihm so genannter »wissenschaftlicher Mythos« *Totem und Tabu*: Keine darwinsche Urhorde, kein Vaternord machen hier den Anfang. Ferenczi beginnt beim Fisch, »der berühmte *Amphyoxus lanceolatus* wird als Stammvater aller Wirbeltiere, also auch des Menschen geehrt.«⁵ *Thalassa* setzt mit der Bedeutung der ozeanischen Frühgeschichte allen Lebens ein. Der Rückzug des ozeanischen Milieus bildet die Peripetie des Dramas, das darauf folgt: Introjektion des Meeres, Amphimixis des Geschlechtsaktes, allgemeiner Regressionszug alles Organischen – dies sind Blüten der begrifflichen Fantasie Ferenczis, die noch viele Denker nach ihm berührt hat, direkte Schüler wie Michael Balint oder Franz Alexander, aber auch Jacques Lacan oder Pier Paolo Pasolini. Nicolas Abraham hat in seinem begeisterten Vorwort zur französischen Ausgabe *Thalassa* ein »kosmogonisches Epos«⁶ genannt und so die poetische Kraft betont, die in diesem Konglomerat aus Naturgeschichtsschreibung und Tragödie zum Tragen kommt.

»Peut-on psychanalyser des faits biologiques?«⁷ fragt Abraham in diesem Vorwort auch und markiert damit die Richtung der

Frage. Denn im Unterschied zu den, seit dem Boom der Neurobiologie heute geläufigen Ansätzen, Psychoanalyse und Biologie zusammenzubringen – wie es etwa die Neuropsychoanalyse tut –, geht es in der Bioanalyse nicht um eine Biologisierung der Psychoanalyse, sondern um eine Psychoanalyse (Psychoanalogisierung könnte man vielleicht auch sagen) der Biologie. Die Funde, die die Psychoanalyse aus ihrer Sprechpraxis gewinnt, bilden hier den Ausgangspunkt: die konstitutiven Traumata, die Lust und ihr Jenseits, der Trieb und seine Elemente. Von hier aus wendet sie sich der Biologie und Biologischem zu. So werden die Tatsachen der Psychoanalyse und ihr Stil an die Geschichte und Theorie des Lebens herangetragen, nicht umgekehrt. Bioanalyse ist wirklich der kühne Versuch, Biologie von der Psychoanalyse her anders zu schreiben. Findet ein solcher Versuch nicht bereits seinen ersten Verdienst im Auftauchen der Frage, von woher denn die biologische Forschung ihre Triebkraft nimmt, von welchen Interessen und, grundlegender noch, von welchen Begehren sie getragen wird? Das hat eine politische Dimension, denn es geht darum über das gegenwärtige biologische Denken und Handeln nachzudenken, das – eingelassen in den molekulargenetisch-industriellen Komplex⁸ – immer weitgehender unser Sein und seine Bedingungen bestimmt. Die Coronakrise hat dies auf unerwartete Weise aktualisiert.

Dass es zwei Hefte zur Bioanalyse geworden sind, verdankt sich dem Reichtum des Themas und vielleicht auch einem gewissen ozeanischen Zug, mit dem es sich uns unter der Hand ausgeweitet hat. Grob unterteilt sind in *Bioanalysen I* eher Texte versammelt, die die historischen Anfänge der Bioanalyse im engeren Sinn umkreisen, näher mit Ferenczi und Freud befasst sind, während in *Bioanalysen II* vorwiegend Texte zu finden sind, die auf diese Anfänge antworten oder auf eigene Weise Biologie, Psychoanalyse und auch Kulturtheorie in Verbindung bringen. Der Inhalt der Hefte sei hier kurz umrissen:

RISS 94 *Bioanalysen I*

Gleich mehrere Texte dieses Hefts widmen sich der Art und Weise, in der Ferenczi die Bioanalyse betreibt, sie gehen dem methodi-

schen oder auch a-methodischen Zug seiner Herangehensweise nach. Marcus Coelen interessiert sich ausgehend von Ferenczi, aber über ihn hinausreichend für den epistemologischen Ort der Spekulation in der Psychoanalyse überhaupt; Judith Kasper nimmt Ferenczis Schreibstil, in den sich natur-geschichtliche Katastrophen gleichsam als strophische Rhythmen eintragen, auf; und Karl-Josef Pazzini geht den weitreichenden Implikationen von Ferenczis Analogieverfahren nach.

Der Frage, welche Biologien den verschiedenen bioanalytischen Entwürfen als Quelle dienten und auf welche Weise sie hier aufgenommen wurden, widmen sich ebenfalls mehrere Texte. Mai Wegener bringt Wilhelm Fließ und seinen weit ausholenden Versuch über die Gesetzmäßigkeit des Lebens in seiner hohen Bedeutung für Freud in Erinnerung; Peter Berz zeigt, wie unterschiedlich die biologischen Quellen von Freud und Ferenczi waren und was daraus erwuchs – ein dritter Teil zu Michael Balint und seinen Quellen ist parallel in der elektronischen Ausgabe, dem eRISS nachzulesen⁹; während Jenny Willner die politischen Implikationen der zeitgenössischen Biologie herausarbeitet und zeigt, wie die Psychoanalyse sich davon absetzte. Erik Porath schließlich vergleicht die Verhältnisbestimmungen zwischen den Reproduktionsanforderungen der Art und ihren Einzelwesen bei Samuel Butler, Freud und Richard Dawkins.

Mit Nicolas Abrahams Forcierung des Ferenczischen Ansatzes in Richtung einer »Fundamentalwissenschaft« Psychoanalyse, die auch das biologische Wissen bestimmen sollte, dokumentieren wir eine wichtige Reaktion aus dem Nachleben der *Thalassa*-Schrift.

RISS 95 *Bioanalysen II*

Ferenczis *Thalassa* führte die Begegnung von Biologie und Psychoanalyse aufs Meer zurück.

Mai Wegener nimmt sich in diesem Heft der Gewässer wieder an, tut dies allerdings im Feld der Kulturtheorie über das »ozeanische Gefühl«, das Romain Rolland als Ursprung des Religiösen annahm und Freud als solches infrage stellte. Karl-Josef Pazzini

berichtet kurz vom Meer einer analytischen Kur. In einem Zwischenspiel präsentiert Diana Weis Wasserfantasien zeitgenössischer Modeschöpfung. Diese Beiträge setzen einen Ton für das freie Spiel der Anknüpfungen an die »Bioanalyse«. Insa Härtel verknüpft in ähnlicher Weise Effekte der biologisch-medizinischen Forschung mit ihren filmischen Darstellungen in einem Beitrag zum Viagra-Komplex.

Der Plan des RISS, sich der Bioanalyse zuzuwenden, war vor dem Ausbruch von SARS-CoV-2 entstanden, der die weltweite Infektionspandemie auslöste und die unter COVID-19 zusammengefassten Erkrankungen verursachte sowie alle medizinischen, politischen und gesellschaftlichen Produktions- und Reaktionsformen in Mitleidenschaft zog. Wir präsentieren in diesem Heft Texte zur gegenwärtigen Pandemie, die auch als Ereignis aus der Biosphäre verstanden werden kann und zu einer Bioanalyse aller damit verbundenen Phänomene herausfordert, wenn auch nicht alle Beiträge im engeren Sinne bioanalytisch sind. Peter Berz und Marcus Coelen haben ihre Aufzeichnungen der letzten eineinhalb Jahre zu kleinen, fragmentarischen Texten fortgeschrieben, die zwischen analytischen Assoziationen, philosophischen Überlegungen und wissenschaftskritischen Bestimmungen erste Schritte in eine Bioanalyse des Coronavirus unternehmen. Jamieson Websters Essay über ihre Erfahrung als Psychoanalytikerin in einer Palliativstation während der Pandemie, übersetzt und kommentiert von Regina Karl, sowie Klaus-Dieter Rath's Corona-Notizen nehmen Bezug auf das Unheimliche, zugleich Fremde und Vertraute der pandemischen Veranstaltungen, in denen wir uns befinden. Am Wort »Virus«, so wie es der Redaktion im Zuge der Arbeit an den Heften begegnete, legt sich ein anderes, ein historisches und sprachliches Unheimliches frei, das wir dokumentieren.

In einer Art Epikrisis stellt der Koredakteur dieses Heftes, Peter Berz, am Ende des Reigens der Beiträge noch einmal »Die biologische Frage« als solche. Er fragt sehr grundsätzlich nach dem Biologischen – nicht nur – einer Psychoanalyse, die sich heute in einer Welt befindet, die von ökologischer Katastrophe und biotechnologischer Machbarkeit geprägt ist. Das treibt auch philosophische Antworten hervor. Dieser Beitrag steht im Wider-

hall zu Erik Poraths Erinnerung an ein grundlegendes Missverständnis über Psychoanalyse, das einen wirkmächtigen philosophischen Diskurs weiterhin bestimmt: Sie sei, wie es bei Habermas heißt, eigentlich Hermeneutik und könne sich nur als Geisteswissenschaft vor einem Szientismus – als vermeintlicher Naturwissenschaft – schützen.

In der Mitte des Hefts ist eine Reihe von Gesprächen zu finden – eine Form, die sich als geeignet erwies, Ansichten und Möglichkeiten von Bioanalyse heute auszuloten. Den besonderen epistemologischen Status der Psychoanalyse in Bezug auf die biologische Wissenschaft stellt François Ansermet in seinem Gesprächsbeitrag heraus: Durch ihr von der Praxis herkommen- des Denken der fundamentalen Paradoxien von Diskontinuität, Singularität und Veränderung könne die Psychoanalyse viel mehr die biologische Forschung orientieren als umgekehrt. Eine erweiterte Version wird im eRISS zu finden sein. Dorion Sagan geht in einem ausführlichen Interview, das Peter Berz und Marcus Coelen mit ihm führten, vor allem auf bioanalytische Aspekte der Evolutionsbiologie und ihrer Theorie ein. Karin Harrasser und Karl-Josef Pazzini unterhalten sich ausgehend von Donna Haraway über Science-Fiction als Methode; und Nadine Hartmann sowie Arnd Wedemeyer legen die Vorbereitung für ein Gespräch mit Catherine Malabou, anlässlich ihres letzten Buchs über die Klitoris, dar. So weisen wir auf Haraway und Malabou hin als zwei zeitgenössische Philosophinnen, deren Ansätze sich zur Geschichte der Bioanalyse in Beziehung setzen lassen. Etwas von dem Wunsch, Bioanalyse freier ins Spiel zu bringen, hat, wie wir hoffen, in diesen dialogischen Formen angemessenen Ausdruck gefunden.

RISS+

Parallel zu diesen beiden Nummern veröffentlichen wir im RISS+ 04, begleitet von verschiedenen kritischen Kommentaren, Pier Paolo Pasolinis seinerzeit höchst umstrittenen und bis heute verstörenden »Thalassa«-Brief von 1975, zusammen mit seiner Besprechung des Romans *Il prato in fondo al mare* des Schriftstellers Stanislaw Nievo: In diesem Text begegnen sich zwei Subjekte im

»thalassischen Regressionszug«, und Pasolini gelingt es über die Lektüre von Nievos Unterwasserphantasien, sich ein Stück weit von seinen eigenen zu verabschieden. —

Peter Berz, Marcus Coelen,
Karl-Josef Pazzini, Erik Porath, Mai Wegener

- 1) Ferenczi, Sándor: *Versuch einer Genitaltheorie*, Internationaler Psychoanalytischer Verlag, Leipzig, Wien, 1924 / *Katasztrófa és a nemimuködés fejlődésében*, Pantheon, Budapest, 1929 / *Thalassa: Theory of Genitality*, The Psychoanalytic Quarterly, (2) 1933; (3) 1934, (5) 1936
- 2) Ferenczi, Sándor: *Versuch einer Genitaltheorie* (1924), in: Ders.: *Schriften zur Psychoanalyse*, Auswahl in zwei Bänden, hg. v. Balint, Michael, Frankfurt a. M. 1972, Fischer, Bd. 2, S. 317–400, hier S. 357
- 3) Ferenczi: *Versuch einer Genitaltheorie*, S. 357
- 4) Lacan, Jacques: *Das Seminar II: Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse* (1954/55), Walter, Olten/Freiburg i. Br. 1980, S. 97: »Hegel ist an den Grenzen der Anthropologie. Freud ist über sie hinausgegangen. Seine Entdeckung ist, daß der Mensch nicht völlig im Menschen ist. Freud ist kein Humanist.«
- 5) Ferenczi: *Versuch einer Genitaltheorie*, S. 358
- 6) Die »Einführung zu *Thalassa*« von Nicolas Abraham findet sich in: Abraham, Nicolas; Torok, Maria: *L'Ecorce et le Noyau* (1978), engl. *The Shell and the Kernel: Renewals of Psychoanalysis*, Trans. Nicholas Rand, Chicago 1994; Siehe RISS 94: Dokumentation: *Zu Nicolas Abrahams Forcierung von Ferenczis Thalassa* und den eRISS
- 7) Ebd.
- 8) Mehr dazu siehe: Berz, Peter: »Die biologische Frage«, in diesem Heft
- 9) Link: <https://www.risszeitschrift fuerpsychoanalyse.org/eriss>

Die Widmung Freuds, die hier den Titel macht, könnte fast Sándor Ferenczi gelten – war dieser dem Ozeanischen doch höchst zuge-neigt. In seiner Schrift *Thalassa* schrieb er vom Streben nach »Wiederherstellung der See-Existenz«¹, deren Spur seit der großen urzeitlichen Austrocknungskatastrophe im Unbewussten vorhanden, das Wünschen orientiere. »Die erste große Gefahr, die die Lebewesen, die ursprünglich alle Wasserbewohner waren, traf, war nicht das Überflutetwerden, sondern die Eintrocknungsgefahr«, hielt Ferenczi fest² und sah in diesem ursprünglichen Verlust eine gleichsam ozeanische Sehnsucht begründet, als deren Ersatz in der Analyse die Sehnsucht nach dem Mutterleib und den intra-uterinen Anfängen unserer Existenz auftauchen können – denn das Milieu der Gebärmutter sei gleichsam »introjiziertes« Meer«.³

Doch die Widmung galt nicht Ferenczi. Freud schrieb sie, als er die zweite Ausgabe von *Das Unbehagen in der Kultur* Romain Rolland zukommen ließ⁴:

Seinem großen ozeanischen
Freund das Landthier
S. Fr.
18.3.1931 v. fr.

In *Das Unbehagen in der Kultur* nannte Freud den Namen des großen Freundes Romain Rolland öffentlich, dem er die Formulierung des »ozeanischen Gefühls« verdankt, mit dem er sich im ersten Kapitel dieser Schrift befasst. Freuds Haltung zum Ozeanischen soll im Folgenden also nicht im Feld der von Ferenczi initiierten Bioanalyse – von der am Schluss jedoch noch einmal die Rede sein wird –, sondern von anderer Seite her, der Eröffnung seiner Kulturschrift, angegangen werden.

Romain Rollands ozeanisches Gefühl

Es geht, so Freud im *Unbehagen*, um ein Gefühl, »wie von etwas Unbegrenztem, Schrankenlosem, gleichsam ›Ozeanischem‹«, um die »Empfindung der ›Ewigkeit‹«. ⁵ Romain Rolland hatte ihm vorgeschlagen, dieses Gefühl als die Quelle aller – wie auch immer konkret ausgeformten – Religiosität anzusehen. Freud nimmt es auf, aber um es abzuweisen. Er wird es in seinem Text sowohl als Quelle der Religiosität zurückweisen, deren Ableitung aus der Beziehung des Kindes zum Vater, »der Vatersehnsucht« er bekräftigt, als auch persönlich: »Ich selbst kann dieses ›ozeanische‹ Gefühl nicht in mir entdecken.« ⁶ Erst nach dieser Einlassung nimmt er die Analyse des Gefühls auf und fragt, welche Stellung es im Seelenleben hat. Einen primären Status spricht Freud ihm ab. An Rolland schrieb er: »Erwarten Sie von mir aber keine Würdigung des ozeanischen Gefühls, ich versuche mich nur an einer analytischen Ableitung desselben, räume es nur sozusagen aus dem Weg.« ⁷ Daher vielleicht auch der merkwürdig abgelöste Charakter dieses 1. Kapitels. »Es ist eher ein Prolog, der mit dem folgenden Drama wenig zu tun hat«, urteilte Reik ⁸ und Freud selbst schrieb an Rolland: »Der Aufsatz geht zu anderem über, behandelt Glück, Kultur und Schuldgefühl«, ihn mit dieser Einleitung zu versehen, sei »überhaupt nicht sehr notwendig«. ⁹

1923 hatte Freud über die Vermittlung eines Dritten Kontakt zu Romain Rolland aufgenommen. Den direkten Briefwechsel eröffnete er dann kurz darauf – unter dem Stichwort der Illusion:

Verehrter Herr, es wird mir bis an mein Lebensende eine erfreuliche Erinnerung bleiben, dass ich einen Gruß mit

Ihnen tauschen konnte. Denn Ihr Name ist für uns mit der köstlichsten aller schönen Illusionen verknüpft, der von der Ausdehnung der Liebe auf alle Menschenkinder.¹⁰

Der französische Schriftsteller, überzeugter Pazifist und zumindest eine Zeit lang dem Kommunismus nahestehender, engagierter Intellektueller, Roman Rolland scheint für Freud derjenige gewesen zu sein, für den er trotz oder vielleicht sogar aufgrund seiner Illusionsneigung Freundschaft und hohe Bewunderung empfinden konnte (man lese die ersten Zeilen im *Unbehagen*). Ihm übertrug er die Aufgabe, an der Illusion festzuhalten und ihm gestand er die Schmerzen seiner eigenen Illusionslosigkeit. Freuds Brief setzt fort:

Zwar ich gehöre einer Rasse an, die im Mittelalter für alle Volksseuchen verantwortlich gemacht wurde und die in der Gegenwart die Schuld an dem Zerfall des Reiches in Österreich und am Verluste des Krieges in Deutschland tragen soll. Solche Erfahrungen wirken ernüchternd und machen wenig geneigt, an Illusionen zu glauben. Auch habe ich wirklich einen großen Teil meiner Lebensarbeit (ich bin 10 Jahre älter als Sie) dazu verwendet eigene und Menschheitsillusionen zu zerstören. Aber wenn diese eine sich nicht irgendwie realisieren läßt, wenn wir nicht im Laufe der Entwicklung lernen, unsere Destruktionstribe von unseres Gleichen abzulenken, wenn wir fortfahren einander wegen kleiner Verschiedenheiten zu hassen und um kleinen Gewinn zu erschlagen, wenn wir die großen Fortschritte in der Beherrschung der Naturkräfte immer wieder für unsere gegenseitige Vernichtung ausnützen, welche Zukunft steht uns da bevor?¹¹

Diesem ersten Brief legte er *Massenpsychologie und Ich-Analyse* bei und natürlich schickte Freud sogleich nach ihrem Erscheinen 1927 auch seine kleine Schrift *Die Zukunft einer Illusion* an Rolland. Sonderlich zufrieden war er mit ihr nicht, »analytisch schwächlich und als Selbstbekenntnis unzureichend«, schrieb Freud damals an Ferenczi.¹²

Die Antwort, die er auf diese Sendung erhielt, sollte ihm das ozeanische Gefühl ins Haus tragen, mit dem fertig zu werden Freud sich zwei Jahre später zur Bearbeitung *coram publico* entschloss. Der Brief, in welchem er Rolland um die Publikations-erlaubnis bat, beginnt mit der Feststellung: »Verehrtester Freund, Ihr Brief vom 5. Dezember 1927 Ihre Bemerkungen darin über ein von Ihnen ›ozeanisch‹ genanntes Gefühl hat mir keine Ruhe gelassen.«¹³ Was also stand in Rollands Brief? Hier ist er:

Lieber geschätzter Freund,

Ich danke Ihnen für die freundliche Zusendung Ihres luziden und wackeren kleinen Buches. Mit ruhigem Verstand und moderatem Ton entreißt es den ewigen Jugendlichen die Augenbinde, uns allen, deren amphibischer Geist zwischen der Illusion von gestern und ... der Illusion von morgen hin- und hertreibt.

Ihre Analyse der Religion ist treffend. Aber ich hätte gerne gesehen, dass Sie die Analyse des spontanen *religiösen Gefühls* machten, oder genauer, der religiösen *Empfindung*, die völlig verschieden von den eigentlichen Religionen ist und viel dauerhafter.

Ich verstehe darunter: – völlig unabhängig von allem Dogma, allem Credo, aller kirchlichen Organisation, allem Heiligen Buch, von aller Hoffnung auf ein persönliches Leben nach dem Tode, etc. – die einfache und unmittelbare Tatsache der *Empfindung des ›Ewigen‹* (die sehr wohl nicht ewig, aber einfach ohne wahrnehmbare Grenzen sein kann und gleichsam ozeanisch).

Diese Empfindung ist in Wahrheit subjektiven Charakters. Da sie aber, mit Tausend (Millionen) individuellen Nuancen, Tausend (Millionen) gegenwärtig existierenden Menschen gemeinsam ist, ist es möglich, sie mit annähernder Exaktheit der Analyse zu unterziehen.

Ich denke, Sie werden sie auch unter die *Zwangsneurosen* einordnen. Aber ich hatte oft Gelegenheit ihre reiche und wohlthuende Energie wahrzunehmen, sei es bei religiösen Seelen des Westens, Christen und Nicht-Christen, – sei es bei den großen Geistern Asiens, die mir vertraut geworden sind, –

und unter denen ich einige zu Freunden zähle – in einem meiner nächsten Bücher werde ich zwei fast zeitgenössische Persönlichkeiten behandeln (die eine ist Ende des 19. Jh., die andere in den ersten Jahren des 20. Jh. gestorben)¹⁴, die ein Genie des Denkens und des Handelns gezeigt haben, welches für ihr Land und für die Welt kraftvoll regenerierend war.

Mir selbst ist die Empfindung vertraut. Sie hat mir durch mein Leben hindurch nie gefehlt, und ich finde in ihr eine Quelle vitaler Erneuerung. In diesem Sinn kann ich sagen, dass ich tief ›religiös‹ bin, – und ohne dass dieser dauerhafte Zustand (wie eine Wasserfläche, die ich unter der Schale auftauchen spüre / *comme une nappe d'eau que je sens affleurer sous l'écorce*) in irgendeiner Weise meinen kritischen Fähigkeiten und meiner Freiheit sie auszuüben schadet – und sei es gegen die Unmittelbarkeit dieser inneren Erfahrung. So führe ich gleichzeitig, ohne Verlegenheit und reibungslos ein ›religiöses‹ Leben (im Sinne dieser andauernden Empfindung) und ein Leben der kritischen Vernunft (das ohne Illusion ist).

Ich füge hinzu, dass dieses ›ozeanische‹ Gefühl nichts mit meinen persönlichen Bestrebungen zu tun hat. Ich persönlich strebe nach ewiger Ruhe; das Leben nach dem Tode zieht mich überhaupt nicht an. Aber das Gefühl, das ich erlebe, drängt sich mir als eine Tatsache auf. Es ist ein *Kontakt*. – Und da ich es (mit vielfachen Nuancen) identisch in zahlreichen lebenden Seelen wiedererkannt habe, hat es mir erlaubt zu verstehen, dass hier die wahrhafte unterirdische Quelle *religiöser Energie* liegt – die dann eingefangen, kanalisiert und *ausgetrocknet wird von den Kirchen*: bis dahin, dass man sagen könnte, im Inneren der Kirchen (welchen auch immer) findet man am wenigsten wahres ›religiöses‹ Gefühl.

Ewige Konfusion der Wörter, von denen ein und dasselbe in diesem Fall manchmal *Gehorsam* oder *Glaube* an ein Dogma, an ein Wort (oder an eine Tradition) bedeutet, und manchmal: freies, vitales Hervorsprudeln.

Bitte glauben Sie, lieber Freund, an meinen innigen Respekt

Romain Rolland¹⁵

Auf diese Weise warb Rolland bei Freud um jenes subjektive, gleichwohl verbreitete Gefühl, das er – angefangen beim »amphibischen Geist«, über seine Bezeichnung als »ozeanisch« und das Bild der subkutanen Wasserschicht, bis zur Quelle vitalen Hervorsprudelns – mit verschiedenen aquatischen Anspielungen umschreibt. Man kann im *Unbehagen* sehen, dass Freud die Argumente dieses Briefes getreu wiedergibt, das Bild des Ozeanischen aufnimmt und sich eine kleine Verschiebung in der Übersetzung von *la sensation de l'éternel* erlaubt, in dem er es nicht mit »die Empfindung des ›Ewigen‹« wiedergibt, sondern »der ›Ewigkeit‹« schreibt (frz. *L'éternité*) – den Gott hier also herausstreicht.

Freuds erste Assoziation – Grabbes Hannibal

Freud kündigt dann in seiner Schrift an, dass er das ozeanische Gefühl nicht physiologisch, sondern nach analytischer Manier, über die ihm assoziierten Vorstellungsinhalte angehen werde. Er artikuliert gleichsam ein Netz von Übersetzungen um es herum. Die erste hat es ziemlich in sich:

Habe ich meinen Freund richtig verstanden, so meint er dasselbe, was ein origineller und ziemlich absonderlicher Dichter seinem Helden als Trost vor dem freigewählten Tod mitgibt: ›Aus dieser Welt können wir nicht fallen.‹ Also ein Gefühl der unauflösbaren Verbundenheit, der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen der Außenwelt. Ich möchte sagen, für mich hat dies eher den Charakter einer intellektuellen Einsicht [...].¹⁶

In der Fußnote gibt Freud den Namen des Dichters an: Der Satz stammt aus der Schlusszene von Christian Dietrich Grabbes Stück *Hannibal* (1835), einer mit starken Brüchen gearbeiteten, überbordenden, aber auch realistischen, scharf satirischen, ja sarkastischen Tragikomödie, in der der Dichter des Vormärz mit Verve und Spottlust seine Interpretation Hannibals als isolierter Größe und verlassenem Kämpfer vorträgt. Das Stück, das weit ausholend 33 Lebensjahre Hannibals bis zu seinem Tod behandelt,

endet mit dessen Niederlage und Selbstmord. Karthago ist vernichtet, Rom triumphiert. »Ja, aus der Welt werden wir nicht fallen. Wir sind einmal darin. – Trink!«, Hannibal sagt diesen Satz zu seinem getreuen Freund Turnu, als er ihm den Giftbecher reicht, aus dem sie beide trinken werden, um den Römern nicht lebend in die Hände zu fallen.

Es sei daran erinnert, dass Hannibal Freuds »Lieblingsheld [der] Gymnasialjahre gewesen« war.¹⁷ Anlässlich einer Reihe von Träumen, »denen die Sehnsucht, nach Rom zu kommen, zugrunde liegt«¹⁸, stellte Freud fest, dass er bei seinen ersten Italienreisen zwischen 1895 und 1900 nie weit über den Trasimener See hinausgekommen ist – ganz wie Hannibal, dem es nicht beschieden war, Rom einzunehmen. Für Freud knüpfte sich einiges an diese Figur:

Hannibal und Rom symbolisierten dem Jüngling den Gegensatz zwischen der Zähigkeit des Judentums und der Organisation der katholischen Kirche. Die Bedeutung, welche die antisemitische Bewegung seither für unser Gemütsleben gewonnen hat, verhalf dann den Gedanken und Empfindungen jener früheren Zeit zur Fixierung. So ist der Wunsch, nach Rom zu kommen, für das Traumleben zum Deckmantel und Symbol für mehrere andere heiß ersehnte Wünsche geworden, an deren Verwirklichung man mit der Ausdauer und Ausschließlichkeit des Puniers arbeiten möchte und deren Erfüllung zeitweilig vom Schicksal ebensowenig begünstigt scheint wie der Lebenswunsch Hannibals, in Rom einzuziehen.¹⁹

»Ja, aus der Welt werden wir nicht fallen. Wir sind einmal darin. – Trink!« Der Satz beschließt Hannibals Niederlage. Er enthält einen eigenwillig formulierten Trost angesichts der Endlichkeit, an deren Schwelle die Protagonisten gerade stehen. Das letzte Wort, das ihn, wenn man so sagen darf, zum Trinkspruch macht, auf die Einnahme des Giftgetränks zuführt, hat Freud, überhaupt frei zitierend, weggelassen. Über den Verweis auf die Flüssigkeit steht es auf seine Weise in Kontakt mit den aquatischen Metaphern. Durchaus gedeckt vollzieht sich mit dem Grabbe-

Zitat ein Beleuchtungswechsel: Freud ruft, ohne darauf groß hinzuweisen, eine andere Seite des ozeanischen Gefühls auf – den Tod, ja, den Todeswunsch.

Rom

Wenn Freud im Anschluss daran die Analyse des ozeanischen Gefühls aufnimmt, lenkt er die Aufmerksamkeit auf die Genese des Ich, dessen scheinbare Einheitlichkeit, Selbstständigkeit und Abgegrenztheit sich analytisch als »Fassade« erweisen, die den nahtlosen Übergang desselben ins Es, aus dem es sich einst herausgehoben hat, kaschiere. Freud ruft (unter Verweis auf Ferenczis Arbeiten) verschiedene Momente dieser Genese auf, spricht vom purifizierten »Lust-Ich« und schließt, dass unser heutiges Ichgefühl »nur ein eingeschrumpfter Rest eines weit umfassenderen, ja – eines allumfassenden Gefühls«²⁰ sei, in das die Trennung von der Umwelt noch nicht, oder allein nach Maßgabe der Lust, eingetragen sei. Gehe man davon aus, dass sich dieser frühe Zustand im Seelenleben neben den späteren zu erhalten vermag, so läge eben hier, in der zurückfantasierenden Wiederbelebung der aufgegebenen Spuren dieses Zustandes, die Quelle des ozeanischen Gefühls, das Rolland beschrieb. Freud rückt es so in die Nähe des Strebens nach »Wiederherstellung des uneingeschränkten Narzißmus«²¹.

Hier schließt sich das berühmte Romgleichnis an, mit dem Freud das »Problem der Erhaltung im Psychischen« veranschaulichen möchte. Die Spur nach Rom war freilich bereits mit dem Grabbe-Zitat gelegt. Es ist, als würde Freud jetzt, Hannibals Niederlage überwindend, zumindest in Gedanken Rom betreten (nach der Publikation der *Traumdeutung* war er 1901 das erste Mal wirklich nach Rom gereist). Man möge sich Rom vorstellen, die »ewige Stadt« mit ihren historischen Schichten von der Antike bis heute, von der *Roma Quadrata* über die Phase des *Septimonium*, die Kaiserzeit und weiter ... – Freud nimmt sich viel Raum, um vorhandene bauliche Reste dieser Geschichte aufzurufen und dann den Lesern vorzuschlagen, sie mögen sich nun alle Schichten gleichzeitig vorhanden denken, bis er schließlich abbricht, und mit der Bemerkung, diese Fantasie führe »zu Unvorstellbarem, ja

Absurdem«²², die Sache fallen lässt. Dass im Seelenleben erhalten bleibt, was einmal gebildet wurde, muss also ohne kohärente Veranschaulichung behauptet werden. »[W]arum wir gerade die Vergangenheit einer Stadt ausgewählt haben«²³, kann Freud nicht rechtfertigen, weist aber überflüssigerweise auch noch darauf hin. Eingefasst ist das Romgleichnis von weitaus kürzeren Vergleichen, in denen Freud mittels Phylo- und Ontogenese die Gegenwart des Vergangenen zu zeigen sucht. Dabei dient ihm das Krokodil, weil es ein heute lebender Saurier sei, als ein Beispiel unter anderen, deren wenig befriedigenden Wert er erneut betont. Sein Text kommt dem Feld der Bioanalyse hier sehr nahe, betritt es aber nicht. Das Biologische bleibt am Rand. Für die Textbewegung ist entscheidend: Freud, das »Landthier«, hat wieder Boden unter den Füßen gewonnen – den städtischen, geschichtsträchtigen Boden Roms.

Freuds zweite Assoziation – Schillers Taucher

Für Freud fällt die Quelle der Religiosität schließlich auf die eine Seite, das ozeanische Gefühl auf eine andere. Nicht aus einem Gefühl, sondern allein aus einer Relation, einem strukturellen Fehlen, lässt sich, daran hält er fest, die Entstehung der Religion ableiten: aus der Wendung an den Vater und, noch einen Schritt zurück, aus der kindlichen Hilflosigkeit. »Es mag noch anderes dahinterstecken, aber das verhüllt einstweilen der Nebel.«²⁴, fügt er immerhin hinzu.

Ein paar Schritte macht Freud dann aber doch in diesen Nebel hinein, der vom Ozeanischen her aufsteigt. Freud widerstrebt die »Ablehnung« der Außenwelt im ozeanischen Zustand sichtlich und wohl auch die Differenzlosigkeit, mit der dieser noch hinter die Religionen zurückfällt, die »wenigstens die Rolle des Schuldgefühls in der Kultur nie verkannt« haben. An einer späteren Stelle der Schrift sagt er so über die monotheistischen Religionen. Hier aber geht es um ein anders geartetes, für Freud höchst befremdliches Feld. Dass sein »großer Freund« das ozeanische Gefühl aus seiner Vertrautheit mit der indischen Mystik formuliert hatte, war Freud, wenn auch ohne Details, ja durchaus bekannt. Romain Rolland schrieb damals an einem Buch über den hinduistischen

Mystiker Ramakrishna, bei dem sich die Metapher des Ozeans häufig finden lässt. In diesem Buch beschrieb Rolland auch sein eigenes ozeanisches Erlebnis, das er nicht zufällig im Kâlî-Tempel gehabt hatte und das beginnend mit einem Zustand unerträglicher Angst, schließlich, wie er formuliert, in »einen Ozean unbeschreiblicher Freude« mündete.²⁵ »In welch mir fremden Welten bewegen Sie sich doch! Die Mystik ist mir ebenso verschlossen wie die Musik!«²⁶, gestand Freud in seinem Dankesbrief, als Rolland sich mit der Veröffentlichung seiner Gedanken zum Ozeanischen Gefühl einverstanden erklärt hatte. Seine Vorbehalte kundtuend und nur für wenige Zeilen, lässt Freud sich jetzt also auf dieses Feld ein und tut kund, was er von der Praxis des Yoga vernommen hat. Dazu zitiert er einen namenlos bleibenden »andere[n] [s]einer Freunde«, den »ein unstillbarer Wissensdrang zu den ungewöhnlichsten Experimenten getrieben und endlich zum Allwissender gemacht« habe, so stellt Freud ihn, etwas spitzig, vor. Nach dessen Behauptung lassen sich mit den Yogapraktiken wirklich »neue Empfindungen und Allgemeingefühle« wecken, die dieser Freund »als Regressionen zu uralten, längst überlagerten Zuständen des Seelenlebens« verstanden wissen will und in denen er »eine sozusagen physiologische Begründung vieler Weisheiten der Mystik« erfassen zu können glaubt. Es ist Freuds Art, so könnte man sagen, anzudeuten, dass es da einen Raum geben mag, den zu betreten er nicht vorhat.

Direkt nach diesen Bemerkungen kommt Freud mit seiner zweiten Assoziation, die das Einleitungskapitel dann beschließt. Der Signifikant *Ozeanisch* beherrscht jetzt die Szene, allerdings unter der Oberfläche, über eine unausgeführte Anspielung. Freud schreibt:

Allein mich drängt es, auch einmal mit den Worten des Schillerschen Tauchers auszurufen: »Es freue sich, wer da atmet im rosigen Licht.«²⁷

Was für ein sanfter Satz, mit dem Freud hier aufs Neue die todeschwangere Seite des Ozeanischen aufruft. Die Strophe lautet vollständig:

Lange lebe der König! Es freue sich,
Wer da atmet im rosigten Licht!
Da unten aber ist's fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedeckten mit Nacht und Grauen.²⁸

Der Taucher, der dies ausruft, hat die Tiefen des Ozeans gerade gesehen, er hat dem König den goldenen Becher, den dieser in die Fluten warf, zurückgebracht. Und er wird gleich ausmalen, was ihm unter der Meeresoberfläche, in »purpurne[r] Finsternis« an »grausem Gemisch,/ Zu scheußlichen Klumpen geballt« begegnete. Schillers Ballade *Der Taucher* schwelgt in der Beschreibung des grässlichen, gewaltigen Ozeans, der als »Schlund« und »schwarze[r] Mund« sehr oral eingeführt wird²⁹, und auch sonst nicht ohne mütterliche Konnotationen ist (»Als wolle das Meer noch ein Meer gebären«). Den vom König in seiner Hybris geforderten zweiten Tauchgang wird der Taucher nicht mehr überleben.

Wieder ist der Tod in Freuds Assoziationen nah. Als glücklich entronnene Atemnot, ragt er noch in das Zitat. Seine Ursache ist diesmal Ertrinken (statt Trinken). Aber wie beim Grabbe-Zitat bleibt die Todesnähe eine Anspielung, deren Dimension sich nur denjenigen erschließt, die der Assoziation nachgehen. Freud lässt den Kontext im Off. Aber es ist ein Kontext, der jetzt direkt ins Ozeanische, oder sagen wir, in eine ozeanische Fantasie eintaucht.

Mit Schillers Gedicht wird der Ozean zum Schrecken verschlingender Natur, die den jungen Taucher, vom König grausam herausgefordert und von allen guten Geistern verlassen, zu Tode bringen wird, nachdem sie ihm ihr düsteres, unheimliches Innenleben offenbart hat. Schiller malt die Naturgewalt als einen Ozean verschlingender Mütterlichkeit bzw. als »finsteren Schoß« der Weiblichkeit überhaupt.

Dies wäre eine Möglichkeit zu deuten, was in Freuds Schlusszitat spielt – und in Freuds Theorie ist einiges, diese Deutung zu stützen. Seine Ausführungen zum ozeanischen Gefühl münden so in den Drang, sich von der Gefahr eines Versinkens in der Gebälerin abzuwenden. »Die großen Muttergottheiten der ori-

entalischen Völker scheinen aber alle ebensowohl Zeugerinnen wie Vernichterinnen, Göttinnen des Lebens und der Befruchtung wie Todesgöttinnen gewesen zu sein«, hatte Freud 1913 festgehalten.³⁰

In einem anderen Register formuliert, weniger ödipal, ließe sich sagen, Freud hat im ozeanischen Gefühl den Todestrieb herausgehoben.

Aber ist die Sache mit dieser Deutung erledigt? Ich denke nicht.

Das Mutter-Meer oder: doch eine Antwort auf Ferenczi

Mit dem Auftauchen der mütterlichen Konnotation des Meeres ist Ferenczi und seine Deutung des embryonalen Zustandes im Uterus als Wiederholung der »See-Existenz« nahe gerückt – bei Ferenczi freilich unter umgekehrte Vorzeichen gesetzt: als der Sehnsuchtsort schlechthin. Freuds Ausführungen geben sich so auch als eine gedeckte Antwort auf Ferenczi und Einspruch gegen seine Sehnsucht zu lesen.

Auf die Anwesenheit von Ferenczi in Freuds Text weist noch ein weiteres Bindeglied hin. In seinen Ausführungen zum Yoga war Freud der Bioanalyse ein zweites Mal nahegekommen und es lässt sich hier ein Referenztext ausmachen, der den Hintergrund seiner Andeutungen gibt. Es ist der 1923 in der *Imago* erschienene Aufsatz *Der biologische Sinn psychischer Vorgänge (Über Buddhas Versenkungslehre)*, verfasst von Franz Alexander.³¹ Freud nennt den ungarischen Psychoanalytiker und Verfechter der Bioanalyse³² kurzerhand einen Freund (wie oben zitiert), was nicht unbedingt eine freundschaftliche Geste ist, denn er spart sich damit die Nennung seines Aufsatzes, den er offenkundig nicht empfehlen will. Alexander entfaltet in ihm seine These, dass die buddhistische Versenkung bzw. die ältere Yoga-Praxis auf die Wiederbelebung des vorgeburtlichen Seins zulaufe. Der narzisstische Libidorückzug bilde darin ein Durchgangsstadium auf dem Weg zu einem Ziel, das schließlich deutlich die Charakteristika des intrauterinen Zustandes aufweise – weswegen Alexander von der »Mutterleibsbedeutung des Nirwana«³³ spricht. Die Pointe der Schrift aber liegt darin, dass Alexander die Reinkarnationslehre als intuitive

Erkenntnis des biogenetischen Grundgesetzes ansieht – ermöglicht durch das Wissen des Unbewussten, auf das diese Versenkung zugehe und das nichts anderes als »phylogenetisches Wissen« sei.³⁴ Freuds Spitze gegen den »Allwisser« hat hier ihren Platz, Alexander schreibt in diesem Zusammenhang tatsächlich: »Das Unbewußte weiß Alles«³⁵ – und gegen einen solchen radikalen Irrtum musste Freud das Unbewusste schützen.

Alexanders Text stiftet so einen Link zwischen Yoga, Bioanalyse und Todestrieb – für den letzteren Freud, wie erinnert sei, auch den von Barbara Low vorgeschlagenen Namen »Nirwanaprinzip« aufnahm.³⁶

Was lässt sich sagen nach diesem Durchgang?

In seinem Versuch, das ozeanische Gefühl zu analysieren, verbirgt Freud seine Abwehr nicht, er bekennt sie vielmehr recht offen. Für Freud haftet am Ozeanischen – vielleicht schon am Flüssigen, Formlosen – ein Horror, von dem er mit seiner zweiten Assoziation, in der das Ozeanische, sagen wir kurz, als Mutter-Meer auftaucht, eine Andeutung gibt. Kann man vor diesem Hintergrund seinen berühmten Satz: »Es ist Kulturarbeit etwa wie die Trockenlegung der Zuydersee«³⁷ noch ohne Schrecken lesen, ohne die Frage, was Freud da austrocknen will? —

- 1) Ferenczi, Sándor: *Versuch einer Genitaltheorie* (1924), in: Ders.: *Schriften zur Psychoanalyse*, Auswahl in zwei Bänden, hg. v. Balint, Michael, Frankfurt a. M. 1972, Fischer, Bd. 2, S. 317–400, hier S. 364
- 2) Ebd., S. 360
- 3) Ebd., S. 366
- 4) »Seinem großen ozeanischen Freund (S. 6) das Landthier 18. 3. 1931 S. Fr.« mit Faksimile aus: Vermorel, Henri; Vermorel, Madeleine (Hg.): *Sigmund Freud et Romain Rolland. Correspondance 1923–1936. De la sensation océanique au Trouble du souvenir sur l'Acropole*, Paris 1993, PUF, S. 328
- 5) Freud, Sigmund: *Das Unbehagen in der Kultur* (1930), GW Bd XIV, S. 422
- 6) Ebd.
- 7) Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 603, Brief vom 20. 7. 1929
- 8) Reik, Theodor: *Zu Freuds Kulturbetrachtung* (»Das Unbehagen in der Kultur«), in: Ders.: *Freud als Kulturkritiker*, Wien, Leipzig 1930, S. 70 f.
- 9) Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 602, Brief vom 14. 7. 1929
- 10) Ebd., S. 600, Brief vom 4. 3. 1923
- 11) Ebd.
- 12) Brief vom 23. 10. 27, zitiert nach: Gay, Peter: *Freud. Eine Biographie für unsere Zeit*, Frankfurt a. M. 1999, Fischer, S. 589, vgl. Dort auch ähnliche Äußerungen Freuds gegenüber Eitingon und Laforgue.
- 13) Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 602, Brief vom 14. 2. 29
- 14) Freud wird die beiden Publikationen in der 2. Auflage, in der er auch Romain Rollands Namen nennt, angeben: *La Vie de Ramakrishna* (1929) und *La Vie de Vivekananda et l'évangile universel* (1930)
- 15) Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 303 f., übers. v. Mai Wegener
- 16) Freud: *Unbehagen*, S. 422
- 17) Freud, Sigmund: *Die Traumdeutung* (1900), GW I–II, S. 202
- 18) Ebd., S. 199
- 19) Ebd., S. 202
- 20) Freud: *Unbehagen*, S. 425
- 21) Ebd., S. 430
- 22) Ebd., S. 428
- 23) Ebd.
- 24) Ebd., S. 430, hier, wenn nicht anders ausgewiesen, auch die Zitate des folgenden Absatzes.
- 25) Zitiert nach Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 306
- 26) Vermorel (Hg.): *Freud et Rolland*, S. 603, Brief vom 20. 7. 1929
- 27) Freud: *Unbehagen*, S. 431 (Freud zitiert Schiller ohne das rosigte Licht – bei ihm steht wirklich »im rosigen Licht«.)
- 28) Schiller, Friedrich: *Der Taucher*, Erstveröffentlichung in: *Musen-Almanach für das Jahr 1798*, S. 119–130, nachzulesen unter: https://de.wikisource.org/wiki/Der_Taucher
- 29) Die Ballade hebt an mit den Worten des Königs: »Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp,/ Zu tauchen in diesen Schlund?/ Einen goldnen Becher werf ich hinab,/ Verschlungen schon hat ihn der schwarze Mund. [...]«
- 30) Freud, Sigmund: *Motiv der Kästchenwahl* (1913), GW10, S. 34. Vgl. zu Freuds ringen mit der Weiblichkeit in diesem Text, Verf.: *Das bleierne Kästchen. Zum Realen bei Freud*, in: *Y. Revue für Psychoanalyse*, Nr. 1/2016, URL: <http://ypsi-psychoanalyse.de/ausgaben/01-2016-kreative-zerstoerung/das-bleierne-kaestchen-zum-realen-bei-freud/> (aufgerufen 15. 5. 2021)

- 31) Den Hinweis auf diese Schrift und auch die Idee, Franz Alexander könnte der »andere Freund« sein, auf den Freud sich in Sachen Yoga bezieht, verdanke ich Peter Berz – an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich.
- 32) Alexander, Franz: *Einige unkritische Gedanken zu Ferenczis Genitaltheorie*, Internationale Zeitschrift für Psychoanalyse 1925, Band XI, Heft 4, S. 444–456
- 33) Alexander, Franz: *Der biologische Sinn psychischer Vorgänge. (Über Buddhas Versenkungslehre)*, IMAGO XIII, 1923, S. 35–57, hier S. 44; Mit aquatischen Metaphern ist hier vor allem die zweite Jhanastufe belegt, die Alexander als narzisstisch qualifiziert, weil in ihr die Libido »ins große Ichreservoir« zurückströme. Vgl. ebd., S. 41
- 34) Ebd., S. 51, vgl. S. 50 f.: »Die hellseherische Erkenntnis der ewigen Wiedergeburten, die Erinnerung an alle Daseinsformen, an alle geologischen Urzeiten, welche Buddha nach der Überschreitung der vier Jhanastufen aufgegangen ist – ist nichts anderes als unser biogenetisches Grundgesetz, nur fand es Buddha auf einem völlig anderen Wege.«
- 35) Ebd., S. 51
- 36) Freud: *Das ökonomische Problem des Masochismus*, GW XIII, S. 372
- 37) Freud: *Neue Folge der Vorlesungen*, GW XV, S. 86

Er ist in Frankreich aufgewachsen.

Jetzt sei er in Deutschland gestrandet, hatte er in der ersten Sitzung gesagt.

Etwa zwei Jahre später erzählt er von einem Albtraum:

Er sitzt in einem Schiff nicht größer als eine halbe Nusschale. Am Ufer viele Leute. Einer ruft: Sie verlieren die Ailles, Doppel-LL, – so buchstabiert er und übersetzt für mich – die Flügel.

Es braucht eine Zeit, bis ich das sortiert habe.

»Sie, sie« frage ich »Elle, elle? Oder meinten Sie, dass das Weh tut? Aëi!« Ich schiebe das Gehörte wieder ins Französische.

Er denke an Ikarus, der in den Ozean gestürzt ist. Im Traum trieb er auf den Ozean hinaus. Er war verloren, *père-du*.

»Ailles kann auch *Du mögest gehen* heißen«, sage ich. Hören könne man auch: »Würze mit Knoblauch! – gegen Vampire, z. B.«

»Ja, ja, – oui, oui, perdu dans la mer.«

Ich: »Oje, der Vater weg und im mère verloren.«

»Sehen Sie, so geht es mir.«

Im weiteren Verlauf kommen Tagesreste. Bei der Konferenz waren 200 Leute. Die passten kaum in den Raum. Eine Journalistin wollte ein Portrait von ihm schreiben, er habe aber doch nichts zu sagen. Es bleibe ein bitterer Geschmack. *Amère* (zur Mutter – »übersetzt« er für mich). Er kannte sich nicht mehr aus. Er wollte nur eins: In sein Bett.

Frage: »Und sind alle Leute mitgekommen?«

Er lacht.

»Nein, das Einzige, was mitgekommen ist, waren ›Ihre Gedanken‹.«

Er spricht das aus, wie ›irre Gedanken‹. Als ich das betone, erwidert er: »Nein, Irre Gedanken. Sie, meine ich!«

Er merkt nicht, dass seine Aussprache und mein Hören hinken.

»Also meine Gedanken?«

Nach einer Weile:

»Ja, dass Sie mich dauernd retten wollen!«

Nun ahnte ich gestützt auf frühere Sitzungen, auf welchem Platz ich saß, im Moment, auf dem der Mutter.

»Ängstigt Sie das?«

Er habe Angst, zu viel Angst, sagt er. Schon morgens gehe die Angst wie eine Säure durch seine Venen. Die Angst, dass er es nicht könne, z. B. reden mit einer Journalistin.

Er spricht dann von einem Foto einer Künstlerin, das er in einer Ausstellung gesehen hat: »Wenn Sie dieses Foto betrachten würden, könnten Sie verstehen, warum Frauen Männer vergewaltigen, das ist sehr viel mehr als Verführung.«

»Mh ???«

Er habe eigentlich nie das Geschlecht einer Frau gesehen, nie in Ruhe. Nur indirekt und nur als schwarze Stelle. »Die Fotos von Abramović zeigen das Geschlecht von dunklen Frauen, von wirklichen Frauen, nicht solche Norddeutschen, hell, blond, meist rasiert, sauber nur eine Spalte. Sondern von Frauen mit mächtigen Oberschenkeln. Da könne man sich etwas vorstellen.«

»Und das ängstigt?«

»Und wie!«

»Und macht Lust?«

»Und wie!« —

»Plants made the move to land by re-creating their wet environment and sealing it within themselves.«

(Lynn Margulis, *The Symbiotic Planet*)

Plötzlich sieht man überall Tentakel: die japanische Künstlerin Yayoi Kusuma installierte knallpinke, überlebensgroße Tentakel in den Innenhof des Martin-Gropius-Baus, auf der Social-Media-Plattform TikTok trenden niedliche Plüschkraken und der streng limitierte, mit Tentakeln bestickte »Octopus Sneaker« von Alexander McQueen war natürlich sofort ausverkauft. Vieles weist darauf hin, dass der Krake nach dem Eulenhype der letzten Jahre das neue *Spirit Animal* der Modeszene werden könnte.

Als »des Kapitalismus liebstes Kind«¹ bietet die Mode Halt, indem sie einer von den eigenen Befindlichkeiten erschöpften Menschheit stets die passende Produktauswahl zur Selbststilisierung bereitstellt. Das bedeutet, die Fangarmphilie verweist notwendigerweise auf ein Bedürfnis, das verkörpert werden will. Als esoterischer Sehnsuchtsort und mit glotzügigen Monstren bevölkertes Sinnbild des Verdrängten hat das Meer in der Geschichte der Mode bereits einige Trends inspiriert, die viel über den jeweiligen Beziehungsstatus zwischen ihm und der Menschheit aussagen. Ein berühmtes Beispiel vordemokratischer Modedekadenz ist die »coiffure à la Belle Poule« – eine unter der Regentschaft Ludwig des XVI. aufgekommene hochaufgetürmte und gepuderte Frisur, auf der die detailgetreue Nachbildung der gleichnamigen Fregatte thronte. Obzwar vordergründig als patriotisches Bekenntnis zum französischen Militarismus codiert, könnte der haarige Seegang im Sinne der von Walter Benjamin attestierten außerordentlichen Antizipationsgabe² auch als Vorbote der stürmischen Zeiten der Revolution gelesen werden.

Als gefahrenvoll und grausam gilt das Meer auch in der patriarchalen Erzähltradition: bei Melville und Hemingway wurde es zum Schauplatz gnadenlosen Existenzkampfes, der gebrochene alte Männer produziert. Weiblich gedacht werden muss dagegen

der Hummer auf dem berühmten »Lobster Dress« von Elsa Schiaparelli aus dem Jahr 1937. Ein weißes bodenlanges Seidenkleid, dass Schultern und Arme unbedeckt ließ und auf das von der Taille bis zum Saum mit einer Zeichnung des Hummers von Salvador Dalí bedruckt war. Der Surrealist setzte das Krustentier mit dem weiblichen Genital gleich, dass von außen ähnlich rigide gepanzert, und von innen ebenso süß sei.³

Von dieser Ausnahmekreation abgesehen, war die maritime Mode der Zeit jedoch weniger von aquatischen Kreaturen geprägt, als von den Menschen, die sie bezwingen. Ende der 1920er Jahre bringt Coco Chanel die Marinière in Mode, das blau-weiß gestreifte Hemd bretonischer Fischer. Bemerkenswert daran sind vor allem die dadurch verursachten semantischen Verschiebungen zwischen Arbeiterklasse und Bourgeoisie sowie zwischen Herren- und Damenmode. Dreißig Jahre später hatte sich die Marinière dann als genderübergreifendes Existenzialist*innengewand etabliert – in Godards 1960 erschienenem Film *À bout de souffle* tragen sowohl Protagonist als auch Protagonistin beinahe durchweg Gestreiftes – um bei Jean-Paul Gaultier 1983, inspiriert von Fassbinders Genet-Adaption *Querelle*, schließlich an seinen Bestimmungsort, den trainierten männlichen Körper, zurückzufinden – als schwules Fetischobjekt.

Eine erste Identifizierung mit Meeresbewohner*innen wird auf breiter Ebene durch Walt Disneys *Arielle, die Meerjungfrau* vorangetrieben, der 1989 erscheint. Tentakel bleiben jedoch zunächst noch unheimlich und schlangenhaft, im Film trägt sie nur die böse plus-size Hexe Ursula, die Arielles Stimme raubt, um den Menschenprinzen an ihrer statt zu bezirzen. An Andersens Kunstmärchen *Die kleine Meerjungfrau* aus dem Jahr 1837, das als Vorlage für *Arielle* diente, hatte sich bereits eine ganze Generation von Feminist*innen abgearbeitet, denen die Erzählung als Parabel weiblicher Selbstverleugnung und -verstümmelung innerhalb patriarchal geprägter Strukturen erschien.⁴ Dass Disney dieses tragische Ende durch eine royale Hochzeit ersetzte, mag einen Hochzeitstrend der letzten Jahre erklären. Diverse TV-Formate begleiten junge Frauen beim Brautkleidkauf, wobei die so genannte »Mermaid-Silhouette«, bei der das Kleid bis zum Knie eng anliegt und sich dann flossenartig zu einer kurzen Schleppe

weitert, neben dem Prinzessinnenkleid mit weit ausgestelltem Tüllrock das beliebteste Modell darstellt.

Als geradezu naturpädagogisch kann dagegen der Blockbuster *Findet Nemo* der Disney-Tochter Pixar aus dem Jahr 2003 gelten, der zum ersten Mal ein Nicht-Säugetier in den Mittelpunkt der Handlung stellte und sich anschickte, das Umweltbewusstsein des jungen Publikums zu schärfen. Das neu entflammte Interesse an Glitschig-Kaltem und Schuppig-Rauem machten sich auch findige Bassin-Kurator*innen des Berliner Aquariums zunutze. Dort werden Flanierende seit einigen Jahren zwischen fluoreszierenden Quallen-Babys und grimmigen Haien mit einem von Plastikmüll verseuchten Becken konfrontiert.

Abhilfe verspricht Mode aus *Ocean Plastic*, die unsere Konsumlust mit dem guten Gewissen verbinden will, zur baldigen Entmüllung der Weltmeere beizutragen. 2015 startete der bayrische Sportartikelhersteller Adidas eine groß angelegte Kampagne, die sich nicht weniger als die »Rettung der Ozeane« qua aus recyceltem Plastikgespinst hergestellter Turnschuhe auf die Fahne geschrieben hatte. Als jedoch herauskam, dass die dafür verwendeten Plastikflaschen nicht etwa händisch vom Meerengrund gepflückt, sondern lediglich an Stränden eingesammelt worden waren, folgte ein *Shit Storm*. Vielleicht ist das Modische im Performativen sowieso besser aufgehoben als im konkreten Aktionismus.

An der Tentakelfront geht es jetzt Schlag auf Schlag: 2016 erschien schließlich die Nemo-Fortsetzung *Findet Dorie*, der den weisen Kraken Hank als Clownfisch-Sidekick einführt. 2019 wird das Buch *Rendezvous mit einem Oktopus* der Naturforscherin und Kinderbuchautorin Sy Montgomery zum weltweiten Bestseller, und 2020 gewinnt die Netflix-Doku *My Octopus Teacher* (deutsch: *Mein Lehrer, der Krake*) den Oscar und den BAFTA sowie praktisch jeden anderen Preis in der Kategorie Dokumentarfilm. Erzählt wird die Geschichte des südafrikanischen Tauchers Craig Forster, der in einer tiefen Lebenskrise die Therapiecouch mit dem Meeresgrund tauscht, um sich dort durch »Saugnapf-Petting«⁵ von einem Krakenweibchen heilen zu lassen. Forsters Verschmelzungswunsch kann auch als Urgrund des aktuellen Tentakeltrends gesehen werden. Zudem stellt die allein lebende, mal wehrhafte, mal

ganz sinnliche Krakenbraut ein angemessen *wokes* Gegenstück zur unterdrückten Meerjungfrau dar.

Die wohl radikalste Vision des Trans-Speziesismus zeigte die niederländische Designerin Iris van Herpen mit ihrer jüngsten Kollektion *Sensory Seas*, die von der Arbeit des spanischen Neuroanatomen Santiago Ramón y Cajal (1852–1934) und der strukturellen Ähnlichkeit zwischen maritimen Kleinstlebewesen und dem menschlichen Nervensystem inspiriert wurde. So könnte die Krakenmode auch für die Sehnsucht nach einer De-Evolution des Menschen stehen, die Sehnsucht nach einer Auflösung im Vorsymbolischen. Gleichzeitig gilt der Krake spätestens seit Tennyson und Lovecraft auch als apokalyptisches Tier, dass dann erwacht, wenn es mit der Menschheit zu Ende geht. So oder so: Grob geschätzt dauert es dann nur noch etwa 400 Millionen Jahre, bis das nächste fischartige Wesen eine fleischige Flosse in den Uferschlamm pflanzt – und alles von vorne beginnt. —

- 1) Sombart, Werner: *Wirtschaft und Mode*, in: Bovenschen, Silvia (Hg.): *Die Listen der Mode*, Frankfurt a. M. 1986, Suhrkamp, S. 80–105
- 2) Benjamin, Walter: *Das Passagen-Werk*, in: Ders.: *Gesammelte Werke*, hg. v. Tiedemann, Rolf, Frankfurt a. M. 1982, Suhrkamp, S. 112
- 3) Tate Gallery: *Illustrated Catalogue of Acquisitions 1980–82*, London 1984, S. 76–77
- 4) Meyers, R.W.: *The Little Mermaid: Hans Christian Andersen's Feminine Identification*, in: *Journal of Applied Psychoanalytic Studies*, Vol. 3, No.2, April 2001, S. 149–159
- 5) Graff, Bernd: *Der kalte Mann und das Meer*, Süddeutsche Zeitung, 2. 11. 2020

»Und weil man sich immer das Maul zerreißt über »Biologie« und auf eine unglaublich leichtfertige Weise an das Phänomen herangeht: Ein Phallus, das ist nicht auf die Säugetiere beschränkt! Es gibt Insekten, verschieden eklig, von der Schabe bis zur Kakerlake, die haben – ja was? – *Stachel* haben sie! Der Stachel, das ist *ein Instrument* ...«

(Jacques Lacan, *Seminar X L'angoisse*)

»The saga began in 1985 when Simon Campbell and David Roberts, two chemists at Pfizer in Sandwich, England, put together a proposal to look for hypertension and angina drugs.«¹ Als Potenzmittel wurde »the blockbuster drug«² Viagra für Pfizer zum Erfolgsgeschäft. Solcherart pharmakologische Entwicklungen bezeugen eine Verlagerung hin zu einer physiologischen Ätiologie dessen, was seit dem späten 20. Jahrhundert unter dem Begriff der *erektilen Dysfunktion* firmiert. Zudem wird mit der auf dem Wirkstoff Sildenafil basierenden Pille »the increasingly accepted technologically-enhanced body«³ exemplifiziert. Gibt sie auch vor, dem Körper bei etwas *Natürlichem* zu helfen⁴, so wird über eine »Behebung« prekärer Probleme hinaus eine Art *Next-Level*⁵ etabliert; Standards werden generiert, die reparatur-, verbesserungsbedürftige oder steigerungsfähige Männerkörper produzieren – und es scheint für sie keine Rechtfertigung mehr zu geben, Sex nicht zu genießen.⁶ Mit der »ready-made erection«⁷ scheint die Potenz das Risiko zu versagen, nicht mehr in sich zu tragen – und so droht mit der Impotenz auch ihr Gegenteil zu verschwinden; der Viagra-assistierte Penis funktioniert als »tiny network of blood vessels, neurotransmitters, and smooth-muscle tissue«⁸, ohne dass die symbolisch-mythische Dimension in dem, was ihn letztlich stehen lässt, noch die gleiche Rolle wie vorher spielt.⁹

In Viagra manifestieren sich also neuere Enhancement- und Medikalisierungstendenzen, mit denen sich auch die Ordnungsannahmen von Natur und Kultur verändern, innerhalb derer sie die Körper situieren. Mein Beitrag fragt nun danach, wie sich diese Entwicklungen auf eine psychoanalytische Weise betrachten lassen, die der Viagra-Logik nicht einfach folgt. Dem möchte ich

anhand ausgewählter Filmausschnitte zur Potenzpillenwirkung mit Pannenpotenzial nachgehen (ohne jeden Anspruch, die Filme umfassend zu analysieren). Denn: Viagra ist von Anfang an weit mehr als bloßes pharmazeutisches Produkt. Die Erfindung des »kleinen blauen Diamanten« wurde seinerseits magisch aufgeladen und ist unauflöslich mit Populärkultur verwoben; eine Sorte Film – alternde Männer, die erstaunliche körperliche Höchstleistungen vollführen – wurde gar als *Viagra Cinema* titulierte. In populärkulturellen Produktionen werden bezogen auf gesellschaftliche Entwicklungen Fantasien, (Nicht-)Gewusstes, Konflikthafes, Wertvorstellungen, Deutungsmächte etc. diesseits wissenschaftlich-medizinischer Expertise aufgenommen, verhandelt und in Frage gestellt. Zum Beispiel werden mit dem Titel des Films *Love & Other Drugs* (USA 2010, R: E. Zwick), dem u. a. Jamie Reidys *Hard Sell: The Evolution of a Viagra Salesman* (2005) zugrundeliegt, medikalisierende Tendenzen anscheinend auch auf die Liebe übertragen. Doch trägt in der filmischen Narration am Ende die idealisiert romantische Liebe den Wirksamkeitssieg davon.¹⁰ Oder: Wurde das männliche Organ lange betrachtet als das, was sich durch einen bloßen Gedanken, eine Fantasie o. ä. heben lässt und über dessen Erhebungen man zugleich keine Kontrolle hat¹¹, und gibt Viagra dann das biochemische Versprechen, das organische Gebaren unter Pillenkontrolle zu bringen, dann kann eine filmisch in Szene gesetzte Dauererektion, die nicht trotz, sondern wegen Viagra außer Kontrolle gerät, solche Versprechen ebenso aufzeigen wie inquirieren. Der Dauerständer zeugt dann von einer Wiederkehr dessen, was nicht steuerbar bleibt, d. h. auch im Viagra-(Un-)Fall scheint das gute Stück »a ›mind of its own‹« zu entwickeln – nur dass es jetzt eher Viagra ist, »which is the ›mind‹«. ¹² Wenn ich also im Folgenden einzelnen Filmsequenzen¹³ dieser Art nachgehe, dann geht es mir nicht um »Viagra an sich«, sondern um damit immer schon verbundene Ambivalenzen und Konfliktpotenziale; und Viagra-»Unfälle« erscheinen hierfür geradezu prädestiniert. Konkret wird zum Gegenstand meiner nichts als explorativen Betrachtungen, wie jene Film-Szenen auf eine womöglich überspannte Ablösbarkeit, eine weiterhin deplatzierende Verschiebbarkeit bzw. auf einen Peinlichkeitskampf des Viagra-Genießens deuten.

Über-Spannung

Der Film *Love & Other Drugs* verhandelt nicht nur Fragen der Liebe: Auf einer cool-heißen Pyjamaparty, zu deren Besuch er überredet wurde, von zwei Frauen umgarnt, von denen eine ihm eigenmächtig eine geballte Dosis Viagra verabreicht, welches er als Pharmavertreter selbst an den Mann zu bringen gewohnt ist, erwacht Jamie (Jake Gyllenhaal), offenbar nach einem Dreier, mit einem schmerzenden Riesenpenis, versucht zu kühlen, schreit vor Schmerz und schnappt sich seinen Bruder Josh (Josh Gad), um in die Klink zu fahren: »Do you think they'll have to amputate? – Shut the fuck up, Josh, and drive!« (01:29:05) In dieser Sequenz beschwört das angeschwollene Organ noch einmal das Mysterium des glorifizierten Penis – und gibt diesen zugleich einer aufgeblasenen Lächerlichkeit preis. Jamies pilleninduzierte Mega-Erektion, in der der Protagonist, der die Pille gar nicht schlucken will, umso mehr mit ihrer Dauerwirkung zu tun hat, wird zur monströsen Deformation bis zur Schmerzgrenze. Jede zufällige Berührung sorgt für einen Aufschrei und es ist offenbar dringend Hilfe geboten.

Es ist, als könnte dieses Schlamassel nicht nur geradezu konkretistisch jene schmerzlustvolle Qualität des Genießens figurieren, das beim »Kitzel« anfängt und damit endet, »daß man sich mit Benzin übergießt und anzündet«. ¹⁴ Sondern sie scheint auch zu pointieren, was Ferenczi für die Erektion versuchsweise als »unvollständig gelingende *Loslösungstendenz* des mit Unlustqualitäten beladenen Genitales vom übrigen Körper« ¹⁵ fasst. Die – hier dann biochemisch bis an den Rand überspannte – *Autotomietendenz* wäre dem Autor zufolge auf gereizte oder Unlust bereitende Organe von Tieren beziehbar, die »mit Hilfe besonderer Muskelaktionen einfach vom übrigen Körper losgelöst« ¹⁶ würden. Plausibilisiert also eine die Viagra-Logik verhandelnde Filmszene wie diese historisch abständig bioanalytische Annahmen – und zwar nicht zuletzt durch die geteilte *Peinlichkeit*? ¹⁷ Im Film spricht Jamies Bruder Josh von einer möglichen Amputation, Ferenczi eher von einer »genitalen Selbstkastrationstendenz«. ¹⁸ Mit Zupančič wiederum ließe sich, das delikat Drastische detailgenauer umgehend, ein abkoppelbares Genießen

formulieren. Solches lässt die *Kastration* – noch vor jeder Vorstellung »empirischer Wegnahme« – nicht einfach als »Amputation des Genießens« erscheinen, sondern letzteres vielmehr entstehen, in Form eines Anhängsels, als etwas, das »abgetrennt oder angehängt« werden kann.¹⁹ Körper und (Körper-)Genießen wären zu trennen.²⁰

Deplatzierung

Mit Unlust beladen ist das männliche Genital laut Ferenczi, weil ihm von allen Organen des Körpers die Erotismen zuströmen, um auf diesem Wege die »Nützlichkeitsfunktion« dieser anderen Organe zu erhöhen (da sich ansonsten z. B. »das Auge in erotisches Schauen« versenken oder der Mund »sich immerzu als oralerotisches Werkzeug« betätigen würde).²¹ Sodass der Penis, in dem folglich jeder Organismusteil »durch einen Beitrag vertreten wäre, [...] das Lustabfuhrgeschäft für den ganzen Organismus besorgt«²² – was Berz wiederum zu der Formulierung einer *Verschiebung* und *Vertretung* »ganz nach Freud / Lacanscher Symboltheorie«²³ veranlasst hat. Für Ferenczi funktioniert der Penis auch als Hinweis auf eine allgemeinere Verschiebbarkeit erotischer Qualitäten; bezogen auf die sog. *Amphimixis* der Erotismen wäre das (männliche) Genitale weniger noch »der unvergleichliche, einzigartige Zauberstab«, sondern es handelte sich um einen »Sonderfall unter vielen«.²⁴ Dies zeige sich etwa in »hysterischen Konversions- und Materialisationsphänomene[n]«, die er wiederum im Sinne einer »Umkehrung« bzw. als regressive Verlegung genitaler Erotismen auf »harmlose Körperteile«²⁵ begreift. Richtungsbezogen offener – und erneut die Kluft zwischen Genießen und dem es »tragenden« Körper betonend – spricht wiederum Zupančič von einer Flexibilität jener Symptome, »wie sie unheimlicherweise fähig scheinen, zu ›entscheiden‹, welcher Teil des Körpers die Sackgasse des Genießens ›auf sich nimmt‹ und ›für es spricht‹.«²⁶

In einer Szene aus *Austin Powers in Goldmember* (USA 2002, R: J. Roach; dritter Teil der *Austin Powers*-Filmserie), in der Austin (Mike Myers) seinen entführten Vater Nigel (Michael Caine) befreien will, findet er diesen einschlägig mit mehreren Frauen involviert – und in diesem Moment nicht besonders willig,

»befreit« zu werden. Dennoch willigt Nigel in den sofortigen Aufbruch ein, steht auf und verspürt offenkundig einen Schmerz:

Nigel Powers: Ow ...

Austin Powers: What's wrong with your neck?

Nigel Powers: I took a Viagra, got stuck in me throat,
I've had a stiff neck for hours. (00:29:06)

In diesem filmisch fingierten und schon von den Filmfiguren selbst als Joke konzipierten »Viagra-Unfall« kommt es zu einer Art Dauererektion des Halses, in der laut Nigel die geschluckte, aber nicht durchgerutschte Pille eine Erregungsverschiebung am Körper bewirkt. Dabei werden in der Tat genitale Erotismen auf »harmlose Körperteile« verlegt; doch trotz des biochemischen Stoffes, dessen orale Einführung hier eine Rolle spielt, geht es weniger einfach um eine organische Verschiebung von Innervationen.²⁷ Vielmehr wird die Sprache zum wesentlichen Verschiebungsmitspieler. Bedingung für das Gelingen des Scherzes sind das Schillern des *Steifen* oder auch die Konnotationen des *Steckenbleibens*. Anders als das Lachen ist die Pille im Halse stecken geblieben und macht diesen durch das signifikante Changieren zum erigierten. In der »Sackgasse«, in die die Pille, die nicht weiterrutscht, buchstäblich geraten ist, kommt es zur Sexualisierung des *steifen Halses*, der ansonsten »harmlos« für Muskelverspannungen o. ä. steht. Oder eher umgekehrt: Die schmerzhafte Steifigkeit des Halses, die sich nach dem eher unwilligen Verlassen der offenbar lustvollen Szene mit den Frauen bemerkbar macht, wird zum Anlass des Wortspiels, welches diese Steifigkeit im Nachhinein dem Viagra-dauererigierten Penis assoziiert. Es wäre dann die Unwilligkeit, die ins Körperliche »springt«, den Schmerz des Lustunterbruchs somatisch als Verspannung spürbar macht und die Erregung an den Hals delegiert – wobei die »Brücke« zwischen dem Seelischen und dem Somatischen die Natur einer Redensart hat.²⁸ Vermittels Sprache erweist sich das dauerangespannte Genießen als deplatziertes, das man auf und vor der Leinwand immerhin teilweise ablachen kann. So kommt in dieser Sequenz nicht nur die Kluft zwischen Körper und dem auf ihm wandernden Genießen zum Tragen; darüber hinaus schreibt sie

wortspielerisch die darin vorausgesetzte *paradoxe Verbindung* zwischen Organischem und Symbolischem, welche immer einen *Sprung*, ein *Leck* involviert²⁹, in die Viagra-Logik wieder ein. Im filmischen *stiffneck* als Viagra-Folge manifestieren sich Ineinanderspiel und Unüberbrückbarkeit der beiden Dimensionen, an denen sich das Sexuelle generiert.³⁰ Die angeführte Szene verweist damit psychoanalytisch auf etwas, was, nicht auf Biochemie reduzierbar, nicht einmal in einer (den medikalisierenden Blick durchaus konterkarierenden) Symbolik als Erkenntnisquelle für biologische Gegebenheiten³¹ aufgeht: ein nicht lineares, vielmehr »sprunghaftes« (Miss-)Verhältnis zwischen Symbolischem und Biologischem, als deren Berührung Sexualität erscheint.

Kampffähigkeit

In Konsequenz für die Betrachtung des pharmakologisch neu-konfigurierten Genitals bekräftigt Viagra, wie wiederholt festgestellt wurde, programmatisch recht dichotome Vorstellungen von penetrierenden Männern vs. rezeptiven Frauen und damit traditionelle Sexualitätsnarrative.³² In dieser Hinsicht kann auch ein ebenso fraglos auf penile Penetration hinauslaufender bioanalytischer Ansatz kaum Abhilfe schaffen: Erscheinen in diesem die Organe in ihrem angenommenen Ausdrucksgehalt zwar durchaus überdeterminiert und »deutungsbedürftig«³³, so wird für die Entwicklung der Geschlechterdifferenz auf der Bedeutung des tatsächlich existenten Penisorgans insistiert.³⁴ Im ontogenetischen wie artengeschichtlichen Kampf beiderseitiger Strebungen, in den Körper des Partners (als *Mutterleibersatz*) einzudringen³⁵, hat die Frau nach Ferenczi »den kürzeren« gezogen, das Vorrecht *wirklichen* Eindringens dem Mann überlassen³⁶ und sich mit »Trost-einrichtungen«³⁷ zu begnügen. Schon vor dem Hintergrund des bereits Betrachteten ließe sich einer solchen »siegreichen«³⁸ Aufladung einer »anatomische[n] Eigentümlichkeit« wiederum entgegenhalten, dass diese erst vor dem Hintergrund des Symbolischen signifikant wird.³⁹ – Das Viagra-Versprechen hingegen besteht dann in gewisser Weise darin, den in die Krise geratenen, nicht ausreichend »kampffähigen« Penis im Sinne hegemonialer Männlichkeit wieder fit zu machen.

Eine weitere Filmsequenz nun geht über die Fixierung der Potenzpille an das männliche Geschlechtsorgan hinaus. Sie kann implizit darauf verweisen, dass das männliche Organ, für das Viagra konzipiert ist, zwar vor Augen zu führen vermag, »was zwischen einen Mann und sein Genießen tritt – aber auch, was zwischen eine Frau und ihr Genießen tritt«. ⁴⁰ In *Little Fockers* (ebenfalls ein Sequel; USA 2010, R: P. Weitz) zeigen weibliche Figuren z. T. eine solche Lust auf Sex, dass sie den Männern darin eher ungelogen kommen oder gar aufdringlich werden; v. a. in einem Fall, in dem die Pharmavertreterin Andi Garcia (Jessica Alba) das fiktive Erektionsmittel *Sustengo*, neben viel Alkohol »einschmeißt« – d. h. als Frau, für die zumindest Viagra nicht empfohlen ist. ⁴¹ Hier wirkt das Mittel auch bei ihr luststeigernd bzw. enthemmend im Sinne eines bizarr-aggressiven Annäherungsversuchs an Greg (Ben Stiller). Doch als dieser fragt: »Sie haben *Sustengo* genommen? Warum tun Sie sowas?«, dann ist das eine Frage, die auch für das Filmpublikum ohne Antwort bleibt.

Aufdringlich in *Little Fockers* ist aber vor allem Jack (Robert de Niro), ein »sexually frustrated old dude[] with a heart condition« (00:41:52), der Greg, seinen Schwiegersohn, unnachgiebig verfolgt und voller Misstrauen ausspioniert (wie schon in den Vorgängerfilmen). Als Jacks Frau Sex will und er anderweitig beschäftigt ist, nimmt er *Sustengo*, das speziell auf Herzpatienten abgestimmt ist. Damit wird das Potenzmittel wie für eine Art »sex on demand« ⁴² eingesetzt und der so ermöglichte Sexualverkehr erhält eine greifbar instrumentelle Qualität. ⁴³ Eine Erektion mittels pharmazeutischer Hilfe ⁴⁴, um sich das Verlangen nach Geschlechtsverkehr in gewisser Weise vom Leibe zu halten: Die Abtrennung des Genießens vom Körper lässt sich kaum weitertreiben. Das Mittel scheint damit eine Form »relative[r] Autonomie des Genießens« ⁴⁵ in Szene zu setzen, die sich förmlich in etwas Goutiertes verdinglicht.

Während Jack im Anschluss damit beschäftigt ist, Greg einem peinlichen Verhör zu unterziehen, stellt dieser eine – wie sich herausstellt bereits etwa fünfeinhalb Stunden anhaltende – Dauererektion bei seinem Schwiegervater fest. Jack, als eine Figur, der nichts peinlich zu sein scheint, weigert sich ins Krankenhaus zu gehen und erwartet die für Peniserschaffung sorgende Adrena-

lin-Injektion von Greg, der von Berufs wegen Pflege(leite)r ist:
»I'm having a dick attack! Stick me« (00:47:27).

Abfuhr

Zuvor scheint der – anscheinend eher lästige als lust- oder schmerzvolle – Dauerständer Jack wenig zu tangieren; immerhin wird er erst von Greg darauf gebracht, dass gesundheitliche Gefahren Handeln erforderlich machen. Jack will sich offenkundig – in einer Verschiebung weg vom genitalen Geschlecht – lieber dem »Eigentlichen« widmen, welches deutlich weniger mit Ehefrau und Sex als mit dem Schwiegersohn zu tun hat, welchen er, ihm peinlich auf die Pelle rückend, zum Genießen-inkarnierenden Objekt seiner überspannten Leidenschaft erkoren hat. Auch nachdem die Dauererektionsangelegenheit erledigt ist, erinnert Jack Greg prompt daran: »Don't think this incident is distracting me, Focker; I know you're up to something and I'm watching you« (00:49:54).

Indem Greg also zusticht bzw. in Jacks Penis spritzt und dieser laut aufschreit, mutiert die Zufuhr des Erektions-Gegenmittels zu einer Art schmerzhaft-orgiastischer Abfuhr oder »Autotomie«. In der *Kastration* durch den Schwiegersohn wird Jack als Ergebnis seines anal-sadistischen Verfolgens endlich eine »urethrale«, dem analen Zurückhalten entgegengerichtete entleerende Lust beschert – so wie sich für Ferenczi im »Genitalerotismus«⁴⁶ anale und urethrale Partialtriebe vereinen. Denn entleerend ist dieser filmische Akt nicht nur für die Spritze: Auch wenn Jack selbst nicht »abspritzt«, wird das Loswerden der *Sustengo*-Erektion durchaus einem solchen – dem Urinieren – assoziiert: Während des Procederes beginnt auch Gregs Sohn Henry (Colin Baiocchi) zu schreien, der die Szene unfreiwillig beobachtet hat; und die anschließende Erklärung des Vaters lautet: Weil Grandpa Jack alt sei, habe er Hilfe beim Wasserlassen gebraucht; dieser habe gar nicht geschrien, »he was celebrating« und »happy«, »like ›Oh Focker, thanks for helping me make a wee-wee«« (00:49:30). Deutlich wird, wie sehr an dieser Erklärung eine »kindgerechte« Fantasie beteiligt ist. Nach Freud kann das Kind »nicht erraten, daß aus dem männlichen Geschlechtsglied noch eine andere Substanz ent-

leert wird als der Harn«;⁴⁷ in dieser Szene jedoch erweist sich die Gleichsetzung der in orgasmischer Abfuhr kulminierenden Unlustspannung mit dem *wee-wee*⁴⁸ weniger als eine infantile Theorie, denn als Theorie *für* das Kind, die eher dem Wunsch des erwachsenen Vaters nach Beruhigung der Lage entspricht.

Letztlich geht es damit auch um den Wunsch des wie Henry die Szene betrachtenden Publikums. Denn mit seiner ausströmenden Peinlichkeit, wie sie in dieser Szene kulminiert, rückt nicht nur Jack dem Schwiegersohn auf die Pelle, sondern auch der Film dem Publikum, sofern »Hinsehen« und »Teilhabe durch Zeugenschaft«⁴⁹ Peinlichkeitseindrücke mehren. Die Szene wird als (un-)genießbar kenntlich und ihre aggressiv-lähmenden, aus der Fassung bringenden Qualitäten führen dazu, dass man zuweilen am liebsten wegschauen⁵⁰, wie Henry ins Bett gebracht werden und eine andere Geschichte hören will als die, die man »tatsächlich« vernommen hat. Auch mein Beitrag ist in diesem Sinne in seiner Hinwendung zum Gegenstand von dem Versuch getragen, das erregt Peinliche nicht nur zu genießen, sondern *autotomisch* ebenso dringend wieder loszuwerden – sei es in Gestalt des Films, der biochemischen Erfindung oder der Theorie. —

- 1) Li, Jie Jack: *Laughing Gas, Viagra, and Lipitor – The Human Stories Behind the Drugs We Use*, Oxford 2006, Oxford University Press, S. 110
- 2) Loe, Meika: *Fixing broken masculinity – Viagra as a technology for the production of gender and sexuality*, *Sexuality & Culture*, 2001, 5. Jg., Heft 3, S. 97–125, hier S. 97
- 3) Ebd.
- 4) Vgl. Botz-Bornstein, Thorsten: *Red Pill or Blue Pill? Viagra and the Virtual*, in: Ders. (Hg.): *The Philosophy of Viagra: Bioethical Responses to the Viagrification of the Modern World*, Amsterdam & New York 2011, Rodopi, S. 89–98, hier S. 92
- 5) Vgl. Loe, Fixing, S. 112f

- 6) Vgl. Žižek, Slavoj: *Wer naiv fragt, wird schockiert*, 1999, online: https://www.zeit.de/1999/50/199950.t-zizek_/ml/komplettansicht [19. 3. 2021]
- 7) Vgl. Loe, *Fixing*, S. 115
- 8) Gross, Gregory; Blundo, Robert: *Viagra: Medical Technology Constructing Aging Masculinity*, in: *Journal of Sociology and Social Welfare*, 2005, 32. Jg., Heft 1, S. 85–97, hier S. 92 f.
- 9) Vgl. Žižek, Slavoj: *Die Tücke des Subjekts*, übers. v. E. Gilmer, A. Hofbauer, H. Hildebrandt, A. von der Heiden, Frankfurt a. M. 2001, Suhrkamp, S. 534 f.
- 10) Vgl. Härtel, Insa: *Eine gute Dosis Heilsversprechen: Love & Other Drugs* (AT), in: *KopffKino: Psychische Erkrankung und Film* (AT; i.V.)
- 11) Vgl. Žižek, *Die Tücke*, S. 535
- 12) Vares, Tiina; Braun, Virginia: *Spreading the Word, but What Word is That? Viagra and Male Sexuality in Popular Culture*, in: *Sexualities*, 2006, 9. Jg., Heft 3, S. 315–332, hier S. 320
- 13) Im Folgenden angesprochen werden: *Love & Other Drugs* (USA 2010, R: E. Zwick); *Austin Powers in Goldmember* (USA 2002, R: J. Roach); *Little Fockers* (USA 2010, R: P. Weitz) und, in einer Fußnote, *Something's Gotta Give* (USA 2003, R: N. Meyers)
- 14) Lacan, Jacques: *Die Kehrseite der Psychoanalyse. Seminar XVII (1969–1970)*, übers. v. G. Schmitz, (Manuskript), 1997
- 15) Ferenczi, Sándor: *Versuch einer Genitaltheorie*, in: Ders.: *Schriften zur Psychoanalyse II*, hg. v. M. Balint, Gießen 2004 (1924), Psychosozial-Verlag, S. 317–400, hier S. 343
- 16) Ebd., S. 342
- 17) Ferenczis Theorie kann ebenso in Bann schlagen (vgl. dazu etwa Zeul, Mechthild: *Ferenczis Theorie über Weiblichkeit – einige Anmerkungen*, in: *Psyche*, 1999, 53. Jg., Heft 5, S. 477–493), wie sie wesentlich das daran »Haarsträubende« charakterisiert (dazu in anderem Kontext Willner, Jenny: *Neurotische Evolution. Bioanalyse als Kulturkritik in »Jenseits des Lustprinzips«*, in: *Psyche*, 2020, 74. Jg., Heft 11, S. 895–921, hier S. 903). Viagra wiederum haftet neben der Magie eben auch die Lachhaftigkeit an – »the media usually only mentions it in mocking tones« (McLaren, Angus: *Impotence: a cultural history*, Chicago & London 2007, University of Chicago Press, S. 261). Als ginge es um eine Bestärkung von Mary Douglas' Argument, »that certain awkward social developments practically require a joke.« (Irvine, Janice M.: *Selling Viagra*, in: *Contexts*, 5. Jg., Heft 2, 2006, S. 39–44, hier S. 40). – Auch filmischerseits wird die Viagra-Peinlichkeit prominent thematisiert, wenn etwa in *Something's Gotta Give* (USA 2003, R: N. Meyers), in dem der alternde Harry (Jack Nicholson), unterwegs mit seiner jüngsten, viel jüngeren Eroberung Marin (Amanda Peet), einen Herzanfall erleidet, in die Klinik kommt und auf die ihm unverkennbar peinliche Frage: »Mr. Sanborn, did you take any Viagra today?« (00:19:50) auf hinreißend komische Weise reagiert.
- 18) Ferenczi, *Versuch*, S. 344
- 19) Zupančič, Alenka: *Der Geist der Komödie*, übers. v. F. Ruda, J. Völker, Berlin 2014, Merve, S. 226 f. u. 236 f.
- 20) Vgl. ebd., S. 240 – Ich komme darauf zurück.
- 21) Ferenczi, *Versuch*, S. 331
- 22) Ebd.
- 23) Berz, Peter: *Die Einzeller und die Lust. Boelsche – Freud – Ferenczi*, in: Scharbert, Gerhard; Kirchhoff,

- Christine (), *Freuds Referenzen*, Berlin 2012, Kadmos, S. 15–33, hier S. 24
- 24) Ferenczi, *Versuch*, S. 327
- 25) Ebd., S. 326
- 26) Zupančič, *Geist*, 237 f.
- 27) Vgl. Ferenczi, *Versuch*, S. 333 f.
- 28) In anderem Kontext Riepe, Manfred: *Der große Andere und der kleine Unterschied*. Freud, Lacan, Saussure und die Metapher des Geschlechts, Wien 2014, Turia + Kant, S. 86
- 29) Zupančič, *Geist*, 242 ff.
- 30) Zu letzterem vgl. ebd., S. 243 ff.
- 31) Vgl. Ferenczi, *Versuch*, S. 393
- 32) Vgl. etwa Mamo, Laura; Fishman, Jennifer R.: *Potency in All the Right Places – Viagra as a Technology of the Gendered Body*, in: *Body & Society*, 2001, 7. Jg., Heft 4, S. 13–35
- 33) Willner, *Neurotische Evolution*, S. 901 f.
- 34) Vgl. Zeul, *Ferenczis Theorie*, S. 487
- 35) Vgl. Ferenczi, *Versuch*, S. 368, 345; Ferenczis Vorstellungen der Sexualentwicklung haben regressive Züge.
- 36) Ferenczi, *Versuch*, S. 340
- 37) Ferenczi, *Versuch*, S. 368
- 38) Vgl. Ferenczi, *Versuch*, S. 368
- 39) Vgl. dazu in anderem Kontext Zupančič, *Geist*, S. 239. Die Wahrnehmung des Geschlechtsunterschieds im Zeichen von anwesender »Angriffswaffe« (Ferenczi, *Versuch*, S. 338 f.) und abwesendem Penisbesitz wird lesbar als *phantasmatische Anatomie* (zu dieser Begrifflichkeit: Laplanche, Jean: *Gender, Geschlecht, Sexuales*, in: *Forum der Psychoanalyse*, 2008, 24. Jg., Heft 2, S. 111–124); das Gewinner/Defizitmodell führt zu Verwechslungen von infantiler und eigener Sexualtheorie (vgl. bezogen auf Freud: Löchel, Elfriede: *Lässt sich Differenz denken? Beitrag zur Frage der Repräsentanz sexueller Differenz*, in: *Internationale Zeitschrift für Philosophie und Psychosomatik*, 2013, 8. Jg., Heft 1, S. 1–13, hier S. 5). – Immerhin hat Ferenczi seine Ausführungen teils selbst als »phantastische Entwürfe« oder als »schwankende« bzw. vielleicht besser »in Märchenform« zu erzählende Theorie charakterisiert (Ferenczi, Sándor: *Männlich und Weiblich – Psychoanalytische Betrachtungen über die »Genitaltheorie« sowie über sekundäre und tertiäre Geschlechtsunterschiede*, in: *Psychoanalytische Bewegung*, 1929, 1. Jg., S. 41–50, hier S. 43 f.).
- 40) Zupančič, *Geist*, S. 236 f.
- 41) Viagra kann bei Frauen offenbar den Blutfluss zur Klitoris erhöhen, scheint bei »sexuellen Funktionsstörungen« aber nur zu wirken, wenn die Erregungsstörung etwa eine Nebenwirkung selektiver Serotonin-Wiederaufnahmehemmer ist.
- 42) Zu dieser Formulierung: McLaren, *Impotence*, S. 235
- 43) Auch in diesem Film ist das Erektionsmittel zunächst eine Möglichkeit, Geld zu verdienen. Doch dies ist eben nicht der einzige mit diesem Mittel verbundene instrumentelle Zugang.
- 44) Auch hier geht es um kulturelle Aushandlungsprozesse – beglaubigt verursacht Viagra keine Erektion, sondern verstärkt sie eher.
- 45) Zupančič, *Geist*, S. 236
- 46) Ferenczi, *Versuch*, S. 325
- 47) Freud, Sigmund: *Über infantile Sexualtheorien*, in: GW VII, 1908c, S. 171–188, hier S. 186
- 48) Zur »urethrale[n] (Ejakulations-)Tendenz« vgl. wiederum Ferenczi, *Versuch*, S. 323
- 49) Pontzen, Alexandra: *Peinlichkeit und Imagination*, in: Huber, Jörg; Ziemer, Gesa; Zumsteg, Simon (Hg.), *Archipele des Imaginären*, Zürich, Wien & New York 2009, Edition Voldemeer, S. 235–250, hier S. 249
- 50) Was man dann eher doch nicht macht.

Nicht ohne Wunsch
und Genießen –
Zu einer bekannten Debatte aus
bioanalytischer Sicht: Psycho-
analyse zwischen Natur- und
Geistes-/Kulturwissenschaft

Die Psychoanalyse ist für uns als das ein-
zige greifbare Beispiel einer methodisch
Selbstreflexion in Anspruch nehmenden
Wissenschaft relevant.

Jürgen Habermas,
Erkenntnis und Interesse (1968)¹

Der Psychoanalytiker, dem die Einsicht
noch nicht dämmert, und der fest glaubt,
sich naturwissenschaftlicher Methode zu
bedienen, eifert in seinem Bereich, statt
aus der des 20. Jahrhunderts zu lernen,
einer fiktiven Naturwissenschaft nach, die
er selbst, wenn er ehrlich ist, für die des
19. Jahrhunderts hält, die aber der des
Paracelsus faktisch viel ähnlicher sieht.

Ulrich Sonnemann,
Negative Anthropologie (1969)²

Wenn Jürgen Habermas in seinem Buch *Erkenntnis und Interesse* die Psychoanalyse als Praxis der Selbstreflexion bestimmt, so kommt das wie eine Rettung der Psychoanalyse vor den Hegemonieansprüchen der Naturwissenschaften daher. Doch was – vor dem Hintergrund des Positivismus-Streits Ende der 1960er Jahre – zunächst als Abwehr eines reduktionistischen Positivismus zugunsten einer Wertschätzung der Selbstreflexion als wissenschaftliche Methode der Psychoanalyse erscheinen konnte, hat

auf fatale Weise den Graben sowohl zwischen den Geistes- und den Naturwissenschaften als auch zwischen dem wissenschaftlichen und dem alltäglichen Wissen vertieft. Denn Habermas erfasst die Selbstreflexion der Psychoanalyse eben *nur* als eine *Reflexion des Selbst* und klar zentriert auf das Bewusstsein, während alles, was schon in der analytischen Kur über Bewusstheit hinausgeht, bei ihm einen schweren Stand hat.³ Dabei wäre es doch für die Bestimmung des Erfahrungsraums und des Standorts der Psychoanalyse innerhalb der Wissenschaften wichtig anzuerkennen, dass nicht alles, was ins Bewusstsein tritt, ausschließlich anderen Schichten des Psychischen, dem Verdrängten, dem Ubw entstammt. Dies gilt nicht nur für die Praxis der analytischen Kur, sondern auch für ihre Theoretisierung. Freud, von Forschungen in Neurophysiologie und -anatomie herkommend, dann übergewechselt in die ärztliche Praxis, musste sich immer mit Fragen der Biologie und Medizin, überhaupt mit für die Behandlung seiner Patient*innen relevanten wissenschaftlichen Fragestellungen aus angrenzenden Gebieten auseinandersetzen. Die hysterische Symptomatik ist bekanntlich keine rein psychologische, sondern eine zwar psychogen verursachte, aber sich auch somatisch ausdrückende Pathologie. Hingegen spielt die Körperlichkeit in der hermeneutischen Reflexion zumeist nur peripher, als Gegenstand eine Rolle, nicht jedoch als wesentliche Bedingung für das Reflexiv-Werden-Können des Subjekts. Dies in den Blick zu nehmen, würde jedoch ins Herz einer explizit bioanalytischen Frage führen: Welche körperliche Konstitution⁴ bildet die Voraussetzung für das Bewusstwerden des Subjekts, und wie muss eine Physis beschaffen sein, die nicht nur Denken und Erkenntnis ermöglicht (bekanntlich ein großer Schritt für die Menschheit!), sondern ebenso Wünsche und Lüste beherbergt? In dieser Frage steckt der entscheidende Impuls für die Freudsche Psychoanalyse, der über die menschliche Sexualität im engeren Sinne weit hinausgeht, nämlich nach dem libidinösen Charakter des Lebens überhaupt fragt. Begehren und Genießen⁵ – wie die deutschsprachigen Rückübersetzungen der von Lacan ins Französische transferierten Termini Freuds, des Wunsches und der Triebbefriedigung, nun lauten – stellen bis heute eine enorme epistemologische Herausforderung für alle Lebenswissenschaften dar, wenn sie diese über-

haupt zur Kenntnis nehmen. Das Verhältnis von Psyche und Soma, von Psychologie und Medizin ist nach wie vor eine dringende Frage und kein wissenschaftlicher Irrweg. Bioanalytische Ansätze setzen auf einen Perspektivenwechsel zwischen psychoanalytischen und lebenswissenschaftlichen Paradigmen und Praktiken und werden damit nicht nur einer von Anfang an auch auf die Naturwissenschaften bezogenen Psychoanalyse gerecht, sondern forcieren ebenso das Nachdenken über eine andere Biologie. Erschwert wird ein solcher Blick- und Paradigmenwechsel allerdings durch wirkmächtige wissenschaftstheoretische und -soziologische Festschreibungen der Psychoanalyse als hermeneutische Disziplin, wie Jürgen Habermas sie vorgenommen hat.

In der Tat spricht Habermas in Bezug auf die Freudsche Psychoanalyse vom »szientistischen Selbstmissverständnis der Metapsychologie« (EuI, S. 300), habe doch Freud eine »neue *Humanwissenschaft* begründet, aber in ihr stets eine *Naturwissenschaft* gesehen« (EuI, S. 301). Da Habermas aber die psychoanalytische Erfahrung in der Kur als »Selbstreflexion« definiert, kann das Freudsche Gesamtprojekt in seinen Augen nur als Wissenschaft der Selbstreflexion (»Selbstreflexion als Wissenschaft«, EuI S. 262) gefasst werden, wobei es eigentlich um »Freuds psychoanalytische Sinnkritik« (ebd.) gehe. So läuft alles auf eine Verstehen-Erklären-Kontroverse hinaus: Während das therapeutische Geschehen allein im Paradigma der Hermeneutik operiere, als »Tiefenhermeneutik« (EuI, S. 267), muss in dieser Perspektive jeder Versuch Freuds, nach den physischen, physiologisch-neurologischen Ursachen für psychische Vorgänge zu fragen, als ein Missverständnis erscheinen, weil die naturwissenschaftliche Forschung stets dem Paradigma der kausalen Erklärung folge und den Zugang zum Verstehen der Lebensgeschichte verfehle. Zwar habe – so eine die Wissenschaftsgeschichte grotesk konterkarierende Feststellung – Freuds »Psychoanalyse [...] freilich die Psychologie erst zur Wissenschaft gemacht« (EuI, S. 301), doch unterstellt Habermas ihr zugleich eine Anmaßung, nämlich eine »Gleichstellung der Psychoanalyse mit den Naturwissenschaften« (ebd.). Dabei bezieht er sich auf eine Textpassage aus dem *Abriss der Psychoanalyse*, in der Freud allerdings keine Gleichsetzung mit einer Naturwissenschaft vornimmt, sondern davon spricht, »die Psychologie auf

einer ähnlichen Grundlage aufzurichten wie jede andere Naturwissenschaft, z. B. wie die Physik.«⁶ Das zweifache »wie« zeigt ja an, dass es Freud zunächst um einen methodologischen Vergleich der Ausgangspunkte von wissenschaftlicher Forschung geht, nämlich um die anfängliche Wahl grundbegrifflicher Annahmen (mit Blick z. B. auf den Energie-Begriff).

Während Paul Ricœur 1965 noch von einer »gemischten, ja sogar zwiespältigen Rede« Freuds aus »Energetik und Hermeneutik« spricht, wodurch Sinnkonstitution und Ökonomie im psychoanalytischen Diskurs ineinandergefügt wurden⁷, zieht Habermas drei Jahre später die Freudsche Psychoanalyse ganz auf die Seite der geisteswissenschaftlichen Hermeneutik: »Freud hat die Breuersche Technik verworfen, weil die Analyse *kein gesteuerter Naturprozeß*, sondern, auf der Ebene der umgangssprachlichen intersubjektivität zwischen Arzt und Patient, eine *Bewegung der Selbstreflexion* ist.« (EuI, S. 306) Dass Freud aber noch in *Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten* am Modell der Abreaktion festhalte, kritisiert Habermas als kruden Positivismus: »Freud verfällt, weil er von Anbeginn dem szientistischen Selbstverständnis verhaftet bleibt, einem Objektivismus, der von der Stufe der Selbstreflexion unvermittelt zum zeitgenössischen Positivismus des Machschen Typus zurückkehrt und deshalb eine besonders krude Form annimmt.« (EuI, S. 306f.) Angesichts eines solchen »methodologischen Irrweg[s]« (EuI, S. 307) lautet sein Fazit: »Der Vergleich der Psychoanalyse mit der biochemischen Analyse zeigt, daß sich ihre Hypothesen nicht auf kausale Zusammenhänge beobachtbarer empirischer Ereignisse erstrecken, denn sonst würden uns die wissenschaftlichen Informationen hier wie dort instand setzen, eine gegebene Lage manipulativ zu verändern. Die Psychoanalyse räumt uns eine technische Verfügungsgewalt über die kranke Seele, die der Biochemie über den kranken Organismus vergleichbar wäre, nicht ein.« (EuI, S. 329) Dass aber etwa die Sexualität auch eine biochemische Grundlage hat, eine Annahme, an der Freud festhält, ignoriert Habermas' Perspektive. Die Beeinflussung durch Medikamente richtet nicht nur körperliche Funktionen wieder her (Viagra), sondern wirkt auch auf das seelische Befinden ein. Man sieht hier recht gut, wie Habermas sich den wirklich span-

nenden Fragen der Überschreitung der Grenze zwischen Wünschen und Körpern, Psyche und Soma nicht stellt, die doch von Anbeginn die Psychoanalyse begleiten (z. B. als hysterische Konversion), vielleicht sogar das gesamte Freudsche Unternehmen in Gang gebracht haben.⁸ Es waren ja gerade die fehlenden Einwirkungs- und Erklärungsmöglichkeiten der zeitgenössischen, materialistischen, biochemisch orientierten Medizin, die die Hysterie zum Skandalon der Wissenschaft werden ließ. Die bahnbrechende Entdeckung Breuers und Freuds war, dass das nacherzählende »Absprechen« der ursprünglich traumatisierenden Erlebnissituation, also »nur« das Reden mit Worten, eine Wirkung auf körperliche Symptome hatte. Zugleich beharrten sie darauf, dass es *gleichwohl* ein energetischer Vorgang sei (Katharsis).

Mag das mit *Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten* benannte Geschehen in der analytischen Kur auch von Momenten der Reflexion gekennzeichnet sein, so zeigt sich doch in der Dynamik des gesamten Prozesses, dass die Reflexion – wenn sie nicht von vornherein eine Abwehrhaltung ausdrückt – zumeist spät einsetzt und das Wesentliche verpassen kann. Die Aufhebung⁹ des Unbewussten ist von Widerstand und Wiederholung, Verschiebung, Verdichtung, weiterem Verdrängen, Ausagieren und Entstellen durchzogen. Offenbar ereignen sich in der Seele merkwürdige Dinge, von denen die Reflexion nicht einmal eine Ahnung hat. Darum entwirft Freud das Modell des psychischen Apparats, seiner verschiedenen Instanzen und ihrer unterschiedlichen Arbeitsweisen. Wenn er auch methodologisch zu dem Entschluss gekommen ist, seine psychoanalytischen Einsichten allein mit den Erfahrungen aus seiner Praxis mit Analysant*innen zu begründen (ohne Rücksicht auf die anatomischen Gegebenheiten)¹⁰, so hat er doch nie die Hoffnung aufgegeben, dass der Zusammenhang zu den angrenzenden Wissensgebieten hergestellt werden könne, egal ob es sich um naturwissenschaftliche oder geisteswissenschaftliche Disziplinen wie Geschichtswissenschaft, Bibelkritik, Kunstgeschichte handele. Die Vorstellung einer Seele ohne körperliche Konstitution hingegen hielt Freud für eine Illusion.

Weil Habermas die Psychoanalyse als Geisteswissenschaft verstehen und damit – vor dem Hintergrund des Positivismus-

Streits – für die hermeneutischen Disziplinen retten will, setzt er anstelle der »Invarianz der Natur« die durch Reflexion zu korrigierende »Invarianz der Lebensgeschichte« (EuI, S. 330), um den Herrschaftsanspruch naturwissenschaftlicher Theorien über das menschliche Subjekt abzuwehren. Strategisches Ziel ist, einen Bereich auszuweisen, der sich nicht auf die der Natur zugeschriebenen Gesetzmäßigkeiten zurückführen lässt und auf dem er seine geisteswissenschaftliche Version von Psychoanalyse als eigenständig und irreduzibel begründen kann. Weder stellt er in diesem Zusammenhang den Bereich dessen in Frage, was als Natur im Rahmen neuzeitlicher Naturwissenschaft festgestellt worden ist – woraus sich ein recht reduktives, ja ärmliches Bild der Natur ergibt –, noch fragt er nach alternativen Naturauffassungen. Er lässt sich auch nicht darin beirren, den Begriff und Vollzug der Reflexion als ein solches Jenseits schlechthin von Naturbestimmungen anzusetzen, und enthebt sich damit der Fragen sowohl nach dem *Zusammenhang* von geisteswissenschaftlichen und naturwissenschaftlichen Bereichen und ihren begrifflichen Bestimmungen (er betont nur deren Unterschiede) als auch nach dem *Verhältnis* zwischen Psyche und Soma in der Perspektive eines Zusammenhangs aller Erscheinungen sowie speziell nach den *innerweltlichen Bedingungen* der Möglichkeit geistiger Fähigkeiten.¹¹ Zugegeben, Abstammung, materielle Entstehung und Ökonomie sind nicht alles, was es über das Auftauchen und die Konstitution psychischer Vorgänge zu sagen gibt, aber ohne eine plausible Antwort auf die Frage, wie Denken, Reflexion, Imagination ohne die entsprechenden körperlichen Bedingungen und die nötige Energie zustande kommen können, bleibt das Setzen auf Emanzipation oder Autonomie geistiger Fähigkeiten ein Rätsel. Auch die triftige Verknüpfung mentaler Vorgänge mit gesellschaftlich-kulturellen Phänomenen, mit normierenden und transformierenden Praktiken kommunikativen Handelns, die sich, so Habermas, auf psychischer Ebene niederschlägt, ist zwar geeignet, einen mentalistischen oder psychologischen Solipsismus zu vermeiden bzw. eine Isolation des individualistischen Subjekts als illusionär zu widerlegen. Habermas' Position aber beantwortet nicht die Frage danach, welche inneren Vorgänge, Kräfte oder Energien es dem Subjekt beispielsweise ermöglichen, sich von den Zumutungen

gesellschaftlicher oder familiärer Zwänge kritisch abzusetzen – über diese Bedingungen lässt sich in bioanalytischer Perspektive nachdenken.

Die deutschsprachige Rezeption der Psychoanalyse in Philosophie und Sozialwissenschaften während der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts hat die Bedeutung der Sprache für das psychische Geschehen durchaus anerkannt, aber dies im Modus einer Sprachphilosophie Humboldtschen oder Wittgensteinschen Typs, weniger jedoch im Sinne einer Logik des Signifikanten, welche, aus der strukturalistischen Linguistik kommend, die lacansche Psychoanalyse begründete. In der deutschsprachigen Rezeption ging es hauptsächlich um Fragen einer Erkenntnistheorie des Psychischen und wie man das Problem des Unbewussten wissenschaftstheoretisch rechtfertigen könne. Zudem hielt man sich für berechtigt, die Unverzichtbarkeit einer diskursiven Rechtfertigung von Erkenntnisansprüchen in der Reflexion zu verankern, die man als unhintergebares subjektives Vermögen ausweisen zu können glaubte. Wer sich dabei auf die Habermas'sche Position stützte, konnte sich der Illusion einer friedlichen, weil methodologisch abgetrennten Koexistenz von Naturwissenschaft/Geisteswissenschaft, von kausalem und hermeneutischem Denken hingeben, übersah dabei jedoch leicht, wie sehr eine solche proklamierte Koexistenz das Geschäft der Neutralisierung scharfer, angriffslustiger psychoanalytischer Erkenntnis betreibt. Das betrifft beispielsweise die kritische Einschätzung der symbolischen Regime in unserer Kultur, die auch über die Rollenverteilung natur-, sozial- und kulturwissenschaftlicher Diskurse in der Sphäre der Öffentlichkeit und der Politik mitentscheidet. Parallel zu einer solchen Schwächung, die die Reichweite der Psychoanalyse begrenzt, wurde zudem vernachlässigt, dass die Präentionen naturwissenschaftlicher Disziplinen unter diesem Schirm des Nebeneinander recht ungehemmt zum Zuge kamen und erhebliche Terraingewinne auf Kosten der Psychoanalyse verbuchten (vgl. Aufstieg der *Life Sciences*, Verkündung der *Decade of the Brain* und der allgemeine Neuro-Hype über verschiedenste Disziplinen und gesellschaftliche Bereiche hinweg).

Doch zurück zu Wunsch und Genießen: Dass in der Biologie von Bedürfnissen gesprochen wird als Teil einer Ökonomie der

Natur (Energiehaushalt, -verbrauch), also physikalisch gesehen im Rahmen der Thermodynamik, ist ja in der Freudschen Psychoanalyse anerkannt. Auch Lacan sagt, Psychoanalyse sei zunächst und vor allem eine Energetik¹² (Freud: der ökonomische Gesichtspunkt). Aber da, wo die Biologie traditionell von Trieb (früher Lebenstrieb, Bildungstrieb, Fortpflanzungstrieb, Aggressionstrieb etc.), von Reflex (Pawlow und die russische Schule), Instinkt (Lorenz) oder heute im Neurosprech von Belohnungssystemen (Panksepp¹³) handelt, ist in der Psychoanalyse von einem ganz anderen Trieb-Begriff die Rede, der sich zwischen Bedürfnis und Wunsch aufspannt, dessen Befriedigung hinter dem Anspruch zurückbleiben muss und nicht ohne symbolische Vermittlung überhaupt denkbar ist. Während Bedürfnisse (vorübergehend) gestillt werden, können Triebe (immer wieder, jedoch nicht vollständig) befriedigt und Wünsche (zuweilen) erfüllt werden, wie es die deutsche Sprache so schön zu unterscheiden weiß. Mit Jacques Lacan und Eric Laurent müsste man eben darum eine Biologie des Genießens ins Spiel bringen, die sich nicht auf Nützlichkeitsabwägungen reduzieren lässt. Wobei die Formel *Biologie des Genießens* irreführend sein kann, weil es eben nicht einfach um Begründungen von psychoanalytischen Einsichten aus einer schon vorliegenden Biologie geht, sondern um eine andere Biologie.

Die von Freud mit *Totem und Tabu* (1912/13), *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921) und *Das Unbehagen in der Kultur* (1930) begonnene Analytik der Kultur, ihrer Herkunft aus Strukturen des Wunsches, der Befriedigung und der Lust, muss unter den epistemologischen Bedingungen heutiger kulturtechnologischer Entwicklungen fortgeführt werden: hin zu einer Bioanalyse, welche die Ansatzpunkte von Ferenczi, Balint, Lacan aufnimmt und weiterentwickelt zu einer Analytik der kulturprägenden Macht namens Biologie. Eine interessante Perspektive bietet sich, den von Slavoj Žižek in kultur- und kapitalismuskritischer Absicht immer wieder fokussierten *Imperativ des Genießens* in epistemologischer Hinsicht von der Ökonomie ins Feld der Biologie und Lebenswissenschaften zu verschieben. Eric Laurent hat mit den Bänden *Lost in Cognition. Psychoanalyse und Neurowissenschaften* (2008/2014) und *Die Kehrseite der Biopolitik. Eine Schrift für das*

Genießen (2016/2019)¹⁴ die lacansche Lehre vom Genießen auf Fragen der Biologie, speziell der Hirnforschung, gewendet. Worum es also bei Bioanalyse geht, ist die Fortführung einer Biologie des Wunsches, der Triebbefriedigung und der Lust (Freud/Ferenczi) zu einer Biologie des Begehrens und Genießens (Lacan/Laurent), indem Fragestellungen der Psychoanalyse in die Biologie hineingetragen werden. Damit zeichnet sich der Horizont einer anderen Biologie ab, die jenseits technologischer Zugriffe und utilitaristischer Frameworks eine veränderte Perspektive auf die Seinsweise der Lebewesen eröffnet. —

- 1) Habermas, Jürgen: *Erkenntnis und Interesse* (1968), Frankfurt a. M. 1969, Suhrkamp; Im weiteren Text mit der Chiffre Eul zitiert, hier: S. 262.
- 2) Sonnemann geht gerade von der Unmöglichkeit bzw. Verkenning der Reflexion als Erkenntnis des Selbst aus: Sonnemann, Ulrich: *Negative Anthropologie* (1969), Frankfurt a. M. 1981, Syndikat, S. 334
- 3) So spricht Habermas vom »leibgebundenen Erlebnisausdruck (hysterische Körpersymptome)« (Habermas, Eul, S. 269).
- 4) Wozu nötigen die Forschungen und Einsichten der Psychoanalyse die anderen Disziplinen des Wissens, z. B. die Philosophie? »Insbesondere die Aufstellung der unbewußten Seelentätigkeiten muß die Philosophie nötigen, Partei zu nehmen und im Falle der Zustimmung ihre Hypothesen über das Verhältnis des Seelischen zum Leiblichen zu modifizieren, bis sie der neuen Kenntnis entsprechen.« (Freud, Sigmund: »Das Interesse an der Psychoanalyse«, GW VIII, 406)
- 5) Was Leben, was Lebendigkeit überhaupt bedeutet, ist die offene Frage: »We don't know what it means to be alive except for the following fact, that a body is something that enjoys itself (cela se jouit).« Is that a definition of life? It is rather the opposite. We do not know what life is. We only know that there is no jouissance without life.« (Miller, Jacques-Alain: »Lacanian Biology and the Event of the Body«, Part I, in: *The Symptom 18*; mit Zitat aus: Lacan, Jacques: *The Seminar, Book XX: On Feminine Sexuality, The Limits of Love and Knowledge: Encore*, 1972–1973, NY: Norton, 1998)
- 6) Freud, Sigmund: *Abriß der Psychoanalyse*, GW 17, S. 126
- 7) Der phänomenologisch-hermeneutische Philosoph Paul Ricœur stellt an seine eigene Analyse des Freudschen Werks den Anspruch, verständlich zu machen, »daß die Energetik durch die Hermeneutik hindurchgeht und daß die Hermeneutik eine Energetik entdeckt.« (Ricœur, Paul: *Die Interpretation* (1965), Frankfurt a. M. 1969, Suhrkamp, S. 79)
- 8) Habermas, der sich auf eine schmale Rezeptionslinie von Freud über Alexander Mitscherlich und Alfred Lorenzer verlässt, hätte bei Sándor Ferenczi den Hinweis aufnehmen können, nicht immer »die natur- und geisteswissenschaftlichen Gesichtspunkte säuberlich voneinander zu sondern« und stattdessen das Wagnis einzugehen, beides ohne Einbuße an Rationalität in der Argumentation aufeinander zu beziehen: »Allmählich erstarkte in mir sogar die Überzeugung, daß ein solches Hineintragen naturwissenschaftlicher Begriffe in die Psychologie und psychologischer in die Naturwissenschaften unvermeidlich ist und außerordentlich förderlich sein kann.« (Ferenczi, Sándor: »Versuch einer Genitaltheorie« (1924), in: ders.: *Schriften zur Psychoanalyse*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1982, Fischer, S. 318)
- 9) Vgl. Jean Hyppolite: »Gesprochener Kommentar über die ›Verneinung von Freud«, in: Lacan, Jacques: *Schriften III*, Weinheim/Berlin 1986, Quadriga, S. 191–200

- 10) »Wir wollen ganz beiseite lassen, daß der seelische Apparat, um den es sich hier handelt, uns auch als anatomisches Präparat bekannt ist, und wollen der Versuchung sorgfältig aus dem Wege gehen, die psychische Lokalität etwa anatomisch zu bestimmen. Wir bleiben auf psychologischem Boden« (Freud, Sigmund: *Die Traumdeutung*, GW II/III, S. 541)
- 11) In der Gründergeneration der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule hieß das noch »Eingedenken der Natur im Subjekt«: »Durch solches Eingedenken der Natur im Subjekt, in dessen Vollzug die verkannte Wahrheit aller Kultur beschlossen liegt, ist Aufklärung der Herrschaft überhaupt entgegengesetzt« (Adorno, Theodor W./Horkheimer, Max: *Dialektik der Aufklärung*, in: Adorno, Theodor W.: *Gesammelte Schriften*, Bd. 3, hg. v. Rolf Tiedemann, Frankfurt a. M. 1997, Suhrkamp, S. 58)
- 12) J.-A. Miller erinnert an Lacans Bemerkungen »in the beginning chapters of his Seminar *The Ego*, where he pointed out that Freudian biology is first of all an energetics.« (Miller, Jacques-Alain: »Lacanian Biology and the Event of the Body«, Part I, in: *The Symptom 18*; vgl. Lacan, Jacques, *The Seminar, Book II: The Ego in Freud's Theory and in the Technique of Psychoanalysis*, 1954–1955, NY: Norton, 1988; dt. Lacan, Jacques (1954/55): *Das Seminar II: Das Ich in der Theorie Freuds und in der Technik der Psychoanalyse*, Olten/Freiburg i. Br. 1980, Walter, bes. S. 101)
- 13) Panksepp, Jaap: *Affective Neuroscience: The Foundations of Human and Animal Emotions*, New York 1998, Oxford University Press
- 14) Laurent, Eric: *Lost in Cognition. Psychoanalyse und Neurowissenschaften* (2008), Wien/Berlin 2014, Turia + Kant u. *Die Kehrseite der Biopolitik. Eine Schrift für das Genießen* (2016), Wien/Berlin 2019, Turia + Kant

GESPRÄCHE

Dorion Sagan – Eine Vorstellung

Alle sind wir zwischen Himmel und Erde geboren, unter Sternen und auf den Sümpfen. Aber den amerikanischen Philosophen und *writer of science* Dorion Sagan ereilte dies Schicksal auf eine besondere Weise: durch Vater und Mutter. Der Name seines Vaters Carl Sagan nennt einen amerikanischen Pionier der Kosmosforschung und ihrer Popularisierung. »Cosmos«, das ist Anfang der 1980er eine Sagansche Marke, TV-Sendung und Titel des meist verkauften englischsprachigen Wissenschaftsbuchs aller Zeiten inbegriffen. Dorions jüngerer Bruder Nick spricht als 7-jähriger das »Hello from the children of the planet earth« auf die *Voyager Golden Record*, das die gleichnamigen Sonden bis heute ins All hinausstragen. Dorions Mutter, geborene Lynn Alexander, ist seit Studentinnenzeiten 1957 mit Carl Sagan verheiratet (ab 1967 mit dem Kristallographen Thomas N. Margulis). Ihr Begehren nach dem Wissen wohnt woanders: nicht oben, sondern unten, nicht auf Sternen, sondern im Schlamm von Tümpeln, Meeresufern, Böden, dort, wo die Einzeller wohnen, prokaryotisch als Archea und Bakterien, eukaryotisch als Algen und Protozoa. Sie revolutioniert die Mikrobiologie durch eine neue Theorie: Treibende Kraft der Evolution seien nicht Konkurrenzen, sondern Symbiosen. Vieles in der Evolutionstheorie bislang Unerklärbares wird dadurch erklärbarer. Aber weil die Wissende Teil der Welt ist, die sie weiß, schreibt Lynn Margulis auch ihre Bücher nie allein (niemand tut es), sondern umgeben von drei Ehen, vier Kindern, Verehrern, Studentinnen und Studenten, »gebend und redend«, wie der Einsiedler James Lovelock, Vater der Gaia-Theorie, einmal bewundernd bemerkte. Seit 1986 aber, italienisch sogar seit 1983 (*Nascita ed evoluzione della vita*), schreibt Margulis fast

alle ihre Bücher zusammen mit ihrem Sohn – Dorion Sagan, geboren 1959 in Madison, Wisconsin. Diese erstaunliche Erweiterung der Reihe Theweleitscher »production couples« ist nicht bloß als Familienkonstellation interessant. Denn sie verbindet Wissensformen, weit diesseits und jenseits von *Zwei Kulturen*. Dorion Sagan studiert Geschichte (europäische) und vergleichende Literaturwissenschaft, hat eine Ausbildung als wissenschaftlicher Illustrator, beginnt sich, einer Liebe zuliebe, für kontinentale Philosophie zu interessieren – und ist der begabteste Mikrobiologiestudent seiner Mutter. Er bringt in die Reihe der berühmt gewordenen gemeinsamen Bücher nicht nur schriftstellerisches Talent, sondern ein Wissen ein, das Mikrobiologinnen sonst eher fremd ist. Freud, Lacan, Bataille, Artaud, Emily Dickinson und Donna Haraway, Empedokles und Aristoteles stehen dann neben *Euglena gracilis*, *Spirotrichonympha psammotermidis*, *Pseudodevescovina uniflagellata*, um nur auf der Ebene von Namen zu bleiben. In seinen eigenständigen Veröffentlichungen treibt Dorion Sagan das auf seine Weise weiter, oft in großer historischer Perspektive (*From Empedokles to Symbiogenetics* 2021), als Würdigung des Lebenswerks seiner Mutter (*Lynn Margulis: The Life and the Legacy of a Scientific Rebel* 2012) oder in psychoanalytisch geradezu einschlägigen Essays (etwa: *Metametazoa: Biology and Multiplicity* 1992) und seiner großen Aufsatz-Sammlung von 2013: *Cosmic Apprentice: Dispatches from the edges of science*, mit einem weit gespannten Horizont von Batailles Sonnentheorie über Thermodynamik (alias *Thermosemiosis*) bis zur Gaiatheorie. Immer wieder, schon in den Büchern zusammen mit Margulis, kreuzt Dorion Sagens Denken die bioanalytische Kernfrage: »Evolution« und »History of Sex« – die Frage also nach der Biologie des Geschlechts und ihren Grenzen. Im Folgenden, schriftlich geführten Gespräch antwortet Dorion Sagan auf Fragen, die diesem Feld angehören und ihm von Peter Berz und Marcus Coelen gestellt wurden. Wir haben uns entschieden, das Gespräch in englischer Sprache zu belassen, um Ton und Stil Dorion Sagens zur Geltung zu bringen.

The Berlin Interview

1) Cannibalism and Merger

RISS: One of the most famous arguments of the endosymbiotic theory is the cannibalism of cells. Cells in free living state, prokaryotic and eukaryotic, eat each other. The cannibal does not fully digest the other, rather integrates genetic features, merging it with its own. This is the origin of sex, all processes of »acquiring genomes« in organelles like chloroplasts or mitochondria and finally also the evolution of Eukaryotes (Eukaryosis or Eukaryogenesis) originate here. Acquiring the mechanisms of sexual reproduction – mitosis, meiosis including all features of the »dance of chromosomes« (microtubules, spindle apparatus, poles for moving) – is itself already a kind of sex. A psychoanalytical viewpoint might begin by asking questions about this model of merger and love.

SAGAN: We are confused about sex in biology both because in us it is literally a matter of fusion linked to reproduction and because we have a very particular human example of it that we tend to generalize. We are right to be confused because in reproduction our sex cells literally fuse, after a briefer encounter of our bodies. But this endosymbiosis-like process probably arose from cannibalism followed by incomplete digestion (doubling the number of chromosomes) and is not symbiosis because in this case our remote protist ancestors were of the same kind, rather than neighbors from different species or larger taxa. What endosymbiosis among prokaryotes leading to eukaryotes – eukaryosis or eukaryogenesis as you mention – and the origins of meiotic sex (our kind of reproductive sex) share is a process of coming together and incomplete merger. This is mediated by what the great but maligned American biologist Ivan Wallin called prototaxis¹, a tendency to sense, touch, move toward or away from other organisms. Such a tendency describes the microbial precursors to feeling, thought, desire, drives etc. that would later be a focus of psychoanalysis. But not all of what a biologist best defines as sex has a probable origin from starvation-desiccation followed by canni-

balism and incomplete merger. Most sex in nature is not reproductive, and can be described as the reception of new genes and their integration into an organism's genome. This is defined coherently and non-anthropocentrically as the production of a new organism combining genes from different organisms. Bacteria get new genes all the time by conjugation, plasmid transfer, viruses, naked DNA, and other means. Without the ozone layer (which was produced by green bacteria using hydrogen from water and releasing oxygen as a waste gas, eventually turning Earth's atmosphere blue due to Rayleigh scattering²) early prokaryotes would have been bombarded by ultraviolet radiation, breaking up cells and releasing their genes, some of which got picked up by their neighbors, getting new traits in the process directly, without reproducing. This would have been sex in the genetic sense without cannibalism. Indeed, if there were no stable cells yet but just nucleotides as some suggest, it could have been the UV-prompted origin of sex prior to the origin of life!

2) Cover individuals

RISS: The bodies of lovers do not merge. They touch each other, the skin being not an interface of merging is an autonomous organ like others. 19th century's Wilhelm Bölsche and following him Sándor Ferenczi speak of »cover individuals« (»Deckindividuen«, like a cover, or undercover agent; but also as in »Deckerinnerung«, screen memory), they speak of the loving and coupling bodies as »revenants of the germ cells«. Albert Moll (*Betrachtungen über die Libido Sexualis*, 1898), a source for biological aspects in Freud's early theory of sexuality, forges the term »contractation«, from latin verb contractare: touching, feeling, grabbing. How would you localize the bodies, the multicellular organisms and their passions in the big theater of the cells and cell-mergers?

SAGAN: The term revenant is a good one. It cannot seriously be doubted that the sperm and egg cells viewed on their own look like microbes. What seems to have happened is that, in times of great hunger, protists, members of the protocist kingdom, unicells with nuclei and mitochondria and looking like variations of amoe-

bae, ingested but did not digest each other. This led from haploid cells, that is cells with one set of chromosomes like eggs and sperm, to diploid cells, cells with two sets of chromosomes. Lemuel Roscoe Cleveland at Harvard University chronicled such conspecific microbes³, mastigotes with undulating organelles, devouring but not digesting one another. Their cell membranes and nuclei merged. Phenomenologically at this point one is confronted with a great paradox of sex. Although we feel alone, we exist in a double-chromosome state, that is, in a state of having cells with two sets of chromosomes. Our ancestors were probably confronted with the problem of what Cleveland spoke of the »relief of diploidy«: How do we, how did our ancestors, recover to their ancestral haploid state of our ancestral cells? Well, the short answer is we don't: we, identified with our psyche or brains, don't »ourselves« make it back, but rather libido uses and discards us in the physiological compulsion of making new sex cells which repeat the elaborate process of their reproduction.

3) Cannibalism and the stages of sexual organisation in Psychoanalysis

RISS: Psychoanalysis transforms cannibalism into something else by placing it within the phases of the erogenous development of human sexuality, mostly in the oral phase, which is followed by the anal and genital phases. Cannibalism is oral introjection and identification, and always involves the ambivalent processes of integration and destruction. Cannibalism ends in sadism, in the biological moment when the muscles are sufficiently developed so as to allow for biting and catching (the anal stage of sadism). All this makes the formula: »Sex is a more refined version of feeding« (Bölsche) an overly simplistic view of both the biological reality and the playground of the unconscious. Could psychoanalysis—despite its connection with the 19th and 20th century biological sciences—introduce an other view into the biology of sex?

SAGAN: I think Nabokov was right to malign psychoanalysis for its un-nuanced excesses, and for its leveling of the subtlety of

literature into monolithic views centering on sex. From my reading of Ferenczi, who is very appreciative of Bölsche and deferential toward Freud, I would say that there are lots of problems with psychoanalysis from a modern evolutionary biological point of view. However, I think there is something important in the evolutionary broadness of Ferenczi's approach. While the wide berth he gives to speculative analogic thinking (which he readily admits may be wrong but, quoting Goethe says is better than nothing) becomes almost self-parodic, he goes beyond Freud in his thinking of the biological unconscious, which owes something to Ernst Haeckel, who granted microbes, symbiotic collectives, and even the tissues of the human body psyches. There is an inside to the biology of sex which might be studied by biophenomenology or, as he says, riffing off of psychoanalysis, bioanalysis. His emphasis on a »tendency to regression which governs both psychic and organic life« can be found also in nonliving thermodynamic systems which revert to earlier stages of organization when harmed or deprived of energy. This opens the possibility of a »depth biology« which would focus on life not just as a physical but feeling system. For example, we wrinkle our noses at hydrogen sulfide with its rotten egg odor.⁴ As sulfidometers show, the gas is briefly produced in our cells but has no known metabolic function. However, it is released by volcanoes and vents and was more prevalent on the early Earth, and is part of the metabolism of some archaea, among which were the host cells infected by proteobacteria that symbiogeneticized and became mitochondria. It seems likely that our sensoria preserves not just genetic and metabolic but psychic traces in the multibillion-year path of our evolutionary history.

4) The Phylogeny of Sex

RISS: In your book *Mystery Dance*, in the chapter on »Orgies and androgynes«, the encounter of cells which finally merge is connected to a search for humid milieus and water as a medium of life, in times of hunger and drought. In merging, two cells are to each other this humid milieu. A similar argument lies at the center of Sándor Ferenczi's phylogenetic speculation in *Thalassa* (1924). Having to leave the aquatic milieu generated a sort of trauma for

the multicellular organisms; trauma transmitted up to the human being. This is also the situation of birth when the newborn leaves the womb. Phylogenetically, the womb symbolizes the sea and copulation is a wish to return to the sea.—Which place would you see for such a theory in the realm of modern biology?

SAGAN: In mentioning Bölsche, who in »other respects [is] an unswerving follower and apostle of Haeckel,« Ferenczi argues how he thought the penis was reminiscent of Melusina in the French folk-tale who changes each Saturday night into a snake from the waist down. Ferenczi then adds that Bölsche »does not adhere long to this metaphor, to be sure, and in fact designates the question of the origin of this appendage as a problem of merely minor interest and importance—although in this place we are certainly not in agreement with him.« He talks of the »intrinsically non-pleasurable sex act« made possible by the spell cast by the male as the female hypnotically regresses »to the maternal womb.« (This Svengalism might better be seen to evoke the mixed motives of the asymmetrical clinical relationship in 19th century Europe.⁵) In *Thalassa* he conjectures (from the male point of view of course) that erection is »an incompletely achieved attempt to detach the genital, charged with »unpleasure« of various kinds from the rest of the body,« that the »sex act begins as a tendency in the direction of the complete detaching of the genital and thus as a kind of self-castration, but is then satisfied with the detachment of its secretion [semen],« and then goes on about an »impulse to genital friction« which he conjectures is an »unpleasure accumulated in the whole body« and »stored in the form of an itching, which is removed by a kind of scratching ... an archaic vestigium of the autonomy tendency ... to tear away the itching part of the body with the nails.« But itching and scratching is better understood as an impulse among mammals historically imperiled by insects, sometimes carrying deadly diseases, to rid themselves of their parasites. Far from being dominant, the male angler fish, attaching to its larger mate to fertilize her, is so much smaller that it was thought to be another species.⁶ Hyena females, thought to be males by Aristotle and Hemingway because of their androgenized clitorises, dominate males and give birth through those clitorises, often

dying.⁷ There is vast diversity, even among mammals, in sexuality. The origins of the penis occurs in the context of sperm competition, where males that produced sperm closer to the female egg, more copiously, and ultimately inside female bodies transitioning from external fertilization ultimately generated offspring that were more successful if the female had multiple partners. Ferenczi's emphases, especially his point that the water was the mother before there were mothers, seems right, but the extent to which many of the changes were volitional rather than the result of natural selection of variations is debatable. Ferenczi adds more biological speculations but is still very lopsided towards a humanocentric zoocentrism. For all we know plants feel orgasmic as they soak up the sun and grow. The impulse to think evolution phenomenologically is admirable, and should be updated, but in his specifics Ferenczi strikes me as most often useful as a warning against the excesses of premature speculation from a too-human standpoint!

5) Sex and The Anthropological Difference

RISS: Sex of human beings, very different from animals, does not run smoothly. Famous sentence of Lacan at the Caracas Conference in 1980: «Avec les grenouilles ça marche!», Frogs have no problem. But in the human subject we find perversion, regression, neuroses, and a general discontent about the sexual which, while creating poetry and pornography as well as war and structures of kinship, doesn't ever seem to diminish—all going back to the peculiar human fate of sexuality.—How would you situate humane sexuality in horizon of the five kingdoms? Where else in these kingdoms do you see points, situations of malfunction? Would sexual malfunction introduce new aspects in biological theory?

SAGAN: Malfunction assumes a steady state, but evolution is not Platonic or Aristotelean but more Heraclitean, Lucretian, and Dionysian. It is not bound by static forms or categories. Hermaphroditic slugs mutually fertilizing each other in a tree and then dropping to the ground, presumably from ecstasy, are not perverted but normal in their own context.⁸ Empedocles wrote

of organs wandering the early Earth and merging to become organisms, some leaving more offspring than others, essentially postulating both symbiogenesis and natural selection.⁹ »Normal« means different things in different species, and in the same species over time. *Schizophylum commune* for instance is a fungus with thousands of genders (mating types).¹⁰ Sexually reproducing species themselves were perversions of prokaryotic pansexuality and pro-
tist asexual reproduction!

6) Never Really Becoming Human: Neoteny and Premature Birth

RISS: In *Microcosmos* (1986) you dedicated a paragraph to human beings as being neotenous, that is, retaining embryonic and youthful characteristics into later stages of the life cycle like Axolotls or Olms (*Proteus anguinus*). Another technical term coined in the 1920s is »fetalization«. Philosophers like Arnold Gehlen or psychoanalysts like Michael Balint adhere to this model. The latter for instance states that in genital love, during copulation, humans are also regressing to infant stages. In their sexual life, human beings are »neotenic embryos«, bodily and mentally (Michael Balint: *Primary love* (1952), chapter on »Genital love«). For Lacan the most fundamental point of the human condition is not only that the human baby is born a year too early, compared to primates for instance, but also that a »certain dehiscence at the heart of the organism« due to »fetalization« determines its being. Decisive processes derived from these biological conditions converge in the hypothesis of the »mirror stage«. Freud also came across neoteny when researching the *Ammocoetes*¹¹, and his notion of »Helplessness« (Hilflosigkeit) is certainly linked to the idea of the »eternal embryo«.—Are there comparable situations in other groups of animals or living beings of the five kingdoms? Why does sexuality place such a small role, almost none, in most anthropological discourses about animals becoming humans?

SAGAN: In the Anglo-American world the avoidance of sexuality in the theorization of human origins may be partly a Puritan holdover. The theoretical exponential increase of ancestors (2 par-

ents, 4 grandparents, 8 great grandparents etc.) suggests there was much mating of second cousins, and other forms of incest in our past. And of course humans are animals; your question is about the becoming human of nonhumans. However, this issue has been addressed in speculative and scientific detail, for example by Robert Smith in *Sperm Competition*, and the works of Desmond Morris.¹² Adults are not embryos but we seem to carry the plastic impressionability of a developing embryo into early childhood, allowing us to exponentially increase psychological connections, including Ferenczi-like speculations, not all of which are correct but are part of an evolutionary pathology, we might say, which is specifically human.

7) Neuroses and Homeostasis

RISS: Following Lacan, neurosis means to believe in homeostasis and to try to devote ones existence to this belief. This is the general neurotic point, at least as far as the obsessional dimension is concerned (the hysterical dimension is more devoted to a rearrangement and stitching together the dehiscences of the neotenic body). The dissolution of homeostasis is a threat, it generates anxiety. In the knowledge of biological sciences, homeostasis is a main feature, disturbed equilibria tending to restore itself is an important force driving evolution.

SAGAN: Ferenczi I think, following Freud, correctly emphasizes the potential impact of not just ontogenetic but phylogenetic catastrophes, overlain on them à la Haeckel, in the formation of the human body-mind. His focus on the desire of those in our lineage to return to the water that was the »mother« in externally fertilizing ancestors is contagiously imaginative, but many other catastrophes loom in our past: the origins of life, the adaptation to an oxygen atmosphere by respiring bacteria, their initial often deadly infections of/cannibalism by archaea etc. We and all extant life forms, 99+ % of which are extinct, are survivors of multiple traumas: not just desiccation but starvation, meteoritic impacts, toxic oxygen, killing infection, death by carnivory, by infection, by vulcanism, and so on. A genetically based estimate of the viral

contribution to the evolution of the mammalian placenta, humans included, is about forty percent.¹³ Living systems homeostatically or better, homeorhetically maintain themselves, or they become one with their environment, no longer alive. The death drive can I think be understood both as a manifestation of the ever-present tendency of complex systems to return to an inert state (similar to the »pull« one feels looking down from a great height); it a kind of mental concordance with the more-than-human, more-than-living attractor toward equilibrium described in the 2nd law of thermodynamics. But the more-than-living pull described by this law favors eros over thanatos insofar as sex in us keeps new entropy-producing beings going even after our own bodily demise. The death drive, from another perspective, reflects the physiology of aging, which is not that of inevitable slow disrepair, but is actively selected for because it prevents extinction from hyperpopulation followed by starvation or infections which wipe out whole clades. Bataille's emphasis on the general economy is correct because it divorces itself from categorical thinking emphasizing the solar reality of continuous expenditure, in which life, continuously »burning« at room temperature, is a cosmic expert.¹⁴

8) Neurotic science or Gaiadelics

RISS: Is biological science in itself neurotic? What other kinds of knowledge about living beings would be possible? Do the experiences, for instance, of the McKenna brothers in the 1970ties, of Terence and the scientifically very erudite Dennis, amount to another form of knowledge—in the midst of science and jungle (like in »True hallucinations«). Lynn Margulis took part in this experience for a while and invested it with her microbial and biochemical knowledge. Someone named it »Gaiadelics«.

SAGAN: Well it is true that Terence was a wild psychedelophile and that his brother Dennis has a broad scientific knowledge of botany. »Gaiadelic« is used by my friend Rich Doyle, who also used the term »ecodelic« to refer to psychoactive substances that tend to reorient the human psyche to its embodied cognition with a more than human organism-rich, energy-transducing environ-

ment.¹⁵ Such words are important because they de-pathologize largely plant- and fungally derived substances such as psilocybin, ayahuasca, and mescaline which in evolutionary context tend to derive from the bodies of organisms whose ancestors have co-evolved with ours in mind-altering ways. Once called psychotropics, which suggest debilitating psychoses, and hallucinogens, which suggests irreality, terms such as ecodelic and gaiadelic suggest their deeper ecological status as compounds neither fantastic nor pathological, neither wholly good nor evil, but rather representative of important bio-eco encounters between chemically active aliens on our own planet, beings with bodies and perhaps body-minds far different than our own. Some psychedelic fungi, for example, *Psilocybes sp.*, can grow on cow feces, and thus may be seen as mediators of a kind of ecological bardo between the living and the dead, whose action on our psyches impresses upon us the importance of other species, not just animals but fungi, plants, and microbes. William Blake famously wrote that »If the doors of perception were cleansed every thing would appear to man as it is, infinite. For man has closed himself up, till he sees all things thro' narrow chinks of his cavern.« Ecodelics may work a similar magic on our understanding of the place in the living biosphere we inhabit, which includes all our rational thoughts, science, technology, and dreams but remains far more. —

- 1) The term prototaxis was coined by Ivan Wallin to refer to the desires and actions of organisms in moving towards and away from each other; he used it to describe the beginnings of symbiotic associations. For more, see Sagan, Dorion (open access article): »From Empedocles to Symbiogenetics: Lynn Margulis's revolutionary influence on evolutionary biology«. In: *Biosystems*, 204.2021, 104386: <https://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0303264721000435>.
- 2) »Rayleigh scattering« is a mathematical treatment of the scattering of particles smaller than the wavelength of radiation. Oxygen atoms, absorbing wavelengths at the edge of the ultraviolet region of the spectrum, scatter a mix of colors, mostly blue and green, leading to the pale blue color of the sky. Seen from space, earth itself, the blue marble, is colored, but the sky around the Earth looks black and the sun white.—Note of the editors: Before, nomen est omen, the Barons Rayleigh, number 3 and 4, in 1899 postulated the biosphere-born oxygen itself as the cause for the azure of the sky, it was the physicist and ingenious »science-writer« John Tyndall, who imagined in the 1870s (e. g. *On Light*, 1873) the blue sky as a turbid medium, the sunlight scattering around particles bigger than molecules smaller than dust. He visioned them as the »floating organic germs« seen by de la Rive in the mist of the alpine air near Mont Blanc.
- 3) See Margulis, Lynn, and Sagan, Dorion: *Origins of sex: three billion years of genetic recombination*. Chapter 9: *Cannibalism and other mergers*. New Haven, London 1990: Yale University Press, p. 146–152; id.: *The Symbiotic Planet. A New Look at Evolution*. London: Orion House 1998, p. 99–103 (dt.: *Der symbiotische Planet. Wie die Evolution wirklich verlief* (mit einem Nachwort von Peter Berz). Frankfurt a. M. 2017: Westend, S. 130–137)
- 4) Hydrogen sulfide (H₂S), outgassing from volcanoes, would have been more prevalent in the atmosphere of the early Earth, as would ammonia (NH₃), methane (CH₄), and elemental hydrogen, the main stuff of stars and the main substance from which the solar system gravitationally accreted. As the lightest element, hydrogen tends to escape in space. Presuming life originated on Earth, it would have evolved from *in situ* geochemicals organizing under the influence of energy gradients. See, e.g., Cairns-Smith, A. Graham, Alan J. Hall, and Michael J. Russell. »Mineral theories of the origin of life and an iron sulfide example«. In: *Marine Hydrothermal Systems and the Origin of Life*. Dordrecht 1992: Springer, p. 161–180. For a more general account of cells, organisms and ecosystems as natural forms of metastable energy use, see Schneider, Eric D., and Sagan, Dorion: *Into the cool: Energy flow, thermodynamics, and life*. University of Chicago Press 2005. For a collection on the evolution of sensing cell systems, see Margulis, Lynn, Celeste A. Asikainen, and Wolfgang E. Krumbein, eds. *Chimeras and consciousness: Evolution of the sensory self*. MIT Press 2011

- 5) After Svengali, villainous hypnotist in the novel *Trilby* (1894) by George du Maurier
- 6) Deep-sea anglerfish with luminescent lures from modified fins were collected by scientists and all found to be females, some with smaller fish thought to be parasites. Further investigation revealed that the fish were actually males, born with highly developed olfactory capabilities but not reaching maturity unless they attached to the body of a female; the alimentary canals of some does not full develop, and their bodies fuse with the females, meaning they are fed by her body as they provide their sperm.
- 7) In *Green Hills of Africa* Ernest Hemingway calls a particular hyena, Fisi, »hermaphroditic self-eating devourer of the dead ... with jaws that crack the bones the lion leaves, belly dragging, loping away on the brown plain ...«. Females of the spotted or laughing hyena (*Crocuta crocuta*) have six-inch clitorises and labia that can be mistaken for testicles; the clitoris ruptures during birth (often fatal to the mother) but can heal afterwards. The dominant females hunt in packs, and the feces of this species is often white from the bones they ingest with their powerful jaws. Such examples show the lability of evolution, in which males are hardly always dominant.
- 8) Hermaphrodites of the great grey slug, *Limax maximus*, encounter each other on a branch or bracket fungus, engaging each other's tentacles, then circling in a mouth-to-tail dance that lasts up to two-and-a-half hours. During the growing passion, each slug »bungee jumps« from the tree, stopping itself short on a 38–46 cm line made of its own mucus. Swinging in mid-air, each then unsheaths its penis, up to 10 cm long, and inserts it in the appropriate bisexual organ. After exchanging sperm, they either climb up the mucus cable whence they came, or drop to the ground in the »petite morte« of orgasmic exhaustion.
- 9) Empedocles suggested that Earth's early beings both merged and differentially reproduced; a speculation that was rejected by Aristotle probably because it suggested mythological chimeras that had no place in observational biology, and later by Charles Darwin, who mentioned Aristotle's rejection of Empedocles to show that he knew of but did not accept natural selection, thus helping Darwin make his own claim to the theory in a Victorian culture whose thinking of origins was dominated not by Greek mythology but by Christian special creation. See Sagan, Dorion. »From Empedocles to Symbiogenetics: Lynn Margulis's revolutionary influence on evolutionary biology.« (see footnote 1).—Note of the editors: A detailed inspection of the first footnote in Darwin's *The origin of species*, concerning Aristotle and Empedokles, see also the paper from Oliver Primavesi, discoverer and editor of most of the crucial Empedocles-fragments: Primavesi, Oliver: »Aristoteles oder Empedokles? Charles Darwin und Eduard Zeller über einen antiken Ansatz zur Evolutionstheorie«. In: *Eduard Zeller. Philosophie- und Wissenschaftsgeschichte im 19. Jahrhundert* (Hg. Gerald Hartung), Berlin/New York 2010, S. 25–65. Looking for a way from Empedocles' Cosmic Cycle of 4 elements (which are 4 gods) to microbe-driven elementary cycles analysed by Margulis and others, see: Berz, Peter: »Respondenz zu Oliver Primavesi ›Tetrakty und Göttereid«

- (V. Die Zukunft der Zyklen)«. In: Götter und Schriften rund ums Mittelmeer (hg. v. Friedrich Kittler, Peter Berz, Joulia Strauss, Peter Weibel). München 2017: Fink, S. 372–400
- 10) *Schizophyllum commune*, a basidiomycete fungus, is an extremely successful mushroom found on every continent except Antarctica. It has twenty-eight thousand genders, each of which can mate with any of the others, except its own.
 - 11) Note of the Editors: Freud studied the distributed nerve system of *Lampetra planeri* (the *European brook lamprey*, old name: *Petromyzon planeri*), order *Petromyzontiformes*, an archaic fish without jaws (Agnatha) that does not migrate from its birthplace in freshwater habitats down to marine estuaries like other lampreys do in specific season, but grows and spends its whole life upstream in rivers. Freud remarks: »daß es nicht Wunder nehmen darf, wenn bei einem Thier, *das in vieler Hinsicht einen permanenten Embryo darstellt*, sich zurückgebliebene Zellen vorfinden, die den Weg bezeichnen, den die Spinalganglienzellen eingewandert sind«, »one should not being surprised when in an animal that is in many respects a permanent embryo there are retarded cells which mark the way the cells of the spinal ganglion immigrated.« (Freud, Sigmund: »Über Spinalganglien und Rückenmark des Petromyzon«. In: *Sitzungsberichte der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften Wien, Mathematisch-naturwissenschaftliche Classe*, III. Abtheilung, 1878, 35, S. 81–167, 139)
 - 12) Robert Smith's compendious survey of sexual selection in animals: Smith, Robert L. (ed.): *Sperm competition and the evolution of animal mating systems*. Elsevier 2012. — Although it has been rightly criticized, zoologist Desmond Morris does attempt to integrate sexuality into the evolution of humans, for example, in Morris, Desmond: *The naked ape: A zoologist's study of the human animal*. Random House 1967. See also Margulis, Lynn, and Dorion Sagan: *Mystery dance or the evolution of human sexuality*. New York 1991: Summit Books (dt.: Dies., *Geheimnis und Ritual* (übersetzt von Margit Bergner und Monika Noll), Berlin 1991: Byblos, S. 54–58)
 - 13) Viruses play a very important role in the history of the biosphere, and of life's evolution on Earth. For example, it's estimated that some 30 percent of the human genome has a viral origin. This includes the placenta, the defining feature of mammals such as ourselves. A retrovirus is considered to have been necessary for the evolution of the placenta in sheep. Scottish molecular biologist Stephen D. Bell argues that there are striking likenesses between viruses such as HIV and Ebola, and viruses that infect organisms called archaea that grow in geothermal springs. Despite a vast difference in environments and two billion years of evolution between archaea and humans, the viruses hijack the same set of proteins to break out of infected cells. See, e.g., Haig, David: »Retroviruses and the placenta«. In: *Current Biology* 22.15 (2012): R609–R613: <https://www.sciencedirect.com/science/article/pii/S0960982212006410> .
 - 14) The »general economy« is explored in Bataille's *The Accursed Share: An Essay on General Economy* (French: *La Part maudite*, 1949) in which he emphasizes the importance of spending, or expenditure, over

capital accumulation. For example, a society that builds monasteries is very different than one which builds weapons of war. Bataille argued that life's biggest problems and aesthetic possibilities came not from scarcity but excess and what to do with it. Moreover, although Bataille is best known in literary and postmodernist studies, behind his thought is the deep thermodynamic reality of solar excess; one might say that, if for Freud and Lacan the phallus is the master metaphor, for Bataille it is the Sun and solar excess. (I would argue that Bataille's analysis of the ways this solar excess feeds into rhetoric beyond discrete signification is evident in Derrida: »La mythologie blanche: la métaphore dans le texte philosophique«. In: Id., *Marges de la philosophie* [engl. *Margins of Philosophy*], Paris 1972, Les éditions de Minuit, p. 247–324. See especially the paragraph about »L'ellipse du soleil: l'énigme, l'incompréhensible, l'imprenable.«.)¹⁵ Moreover, I speculate that in his thoughts on the Sun Bataille was crucially influenced by his 1929 reading in the French translation of Vladimir I. Vernadsky's *La Biosphère* (Russian 1926, French 1929), which he references in *The Accursed Share* in a chapter about the »Exuberance of the biochemical energy and the growth«. Via Derrida primarily, these thoughts have entered continental philosophy. One might argue that the Sun, the main energy source for life forms on Earth, becomes, via Derrida, a post-Lacanian master signifier that does away with the zoomorphism of the phallus, the master signifier of psychoanalysis. The end state of isolated thermodynamic systems may be stasis (thanatos), but the open complex systems of living beings

actively delocalize concentrated energy (a generalized eros?) to continue their existence as metastable, nonequilibrium thermodynamic systems whose goal is not so much death as entropy production, made possible by cosmic gradients. See e.g. Sagan, Dorion, and Jessica Hope Whiteside. »Gradient reduction theory: Thermodynamics and the purpose of life«. In: *Scientists Debate Gaia: The Next Century* (ed. Stephen H. Schneider et al.). MIT Press 2004: p. 173–186. And chapter 2 of »Bataille's Sun and the Ethical Abyss«. In: Sagan, Dorion: *Cosmic apprentice: Dispatches from the edges of science*. University of Minnesota Press 2013: p. 33–40

15) Note of the Editors: See Doyle, Rich: »Gaiadelic: Lynn Sagan and LSD«. In: *Margulis, Lynn. The Life and Legacy of a Scientific Rebel* (ed. Dorion Sagan), Vermont: Chelsea Green Publishing 2012, p. 143–149; and Margulis, Lynn: »An Open Letter to Mr. Joe K. Adams«. In: *The Psychedelic Review*, 2.1963, p. 354–356 (answer to Joe K. Adams: »PSYCHOSIS: »Experimental« and Real«, ibid.: p. 121–141)

»Warum nicht zugeben, dass die sexuelle Befriedigung der Tiere¹ – um mich nur an den zu halten, von dem man sagt, er sei ihr König: den Löwen – daran hängt, dass die Zahl in ihrer Sprache, welche auch immer es sei, keinen Zutritt hat. Freilich kann Dressur den Eindruck erwecken, als wäre das der Fall. Mehr aber auch nicht.

Sexuelle Befriedigung: Das bedeutet, dass man etwas anzustellen weiß mit dem Körper des Anderen. Wer aber weiß, was man mit dem Körper eines Sprechwesens anstellen soll? – Außer, dass man ihn mehr oder weniger eng an sich drückt.

Und was fällt dem Anderen dazu ein, und gerade dann, wenn er gern möchte? Er sagt: ›Drück mich, feste.« Dumm wie Brot, völlig unbegabt für die Kopulation! Man nehme irgendwen, der kann's besser. Ich sage: irgendwen – einen Frosch zum Beispiel.«

(Jacques Lacan, *Dissolution. Le Séminaire de Caracas*, 12. – 15. Juli 1980)

- 1) Die Formulierung im Französischen: *la paix sexuelle des animaux*, mag selbst eine Verschiebung aus dem deutschen Wort *Befriedigung* sein, um Worte wie *satisfaction* oder *assouvissement* zu umgehen, das letztere die Stillung auch beim Stillen (s. Lacan, *Seminar I*: S. 265).

Karin Harrasser: Was wäre, wenn ... wir Theorie wie *Science Fiction* lesen würden? Ebenso ernsthaft wie *Science Fiction*, ebenso kritisch wie *Science Fiction*, in der uns Inkonsistenzen und Unstimmigkeiten schnell stören, anders als bei Theorien als Theorien. Auf dem Spielfeld der Wissenschaft akzeptieren wir – seltsam genug – viel mehr, auch schlecht Geschriebenes und Gedachtes. Theorie als *Science Fiction* wäre außerdem eine Aufforderung, sich Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft mit phantastischer Genauigkeit vor Augen zu führen, materiell-semiotisch-halluzinierend.

Karl-Josef Pazzini: In *Science Fiction* wird stark unser Vorstellungsvermögen eingeschaltet. Der Ausgangspunkt liegt im Vorhandenen. Und dann kommen Sprünge zu etwas so noch nicht Vorgestelltem, Ausgriffe in die Zukunft, die schon in der Gegenwart angelegt ist. Unsere Protagonist*innen¹ schreiben mit provozierenden Einschlüssen von nicht so genau Gewusstem über das, was auch noch Konsequenz des jeweiligen Denkens ist. Sie schreiben, als ob es schon erwiesen sei. Und schreiben über die Kosten, ein Ausgangsmaterial so zuzurichten, dass es zu einer depravierten Empirie passt.

KH: Sagt ein Manifest zum anderen: »Du, ich fühle mich so unwirklich.« Das andere darauf: »Das geht vorbei. Entweder du manifestierst dich, oder du wirst bedeutungslos.«

KJP: Die Fiktion als Voraussetzung von Wissenschaft wird in Wissenschaft verborgen. Begehren und Wünsche als begleitender Ursprung aller Wissenschaft fliegt raus. – Freud schreibt von der kindlichen Sexualforschung und entdeckt den Treibsatz von Wissenschaft. Von da an ist der Fixpunkt, die Fiktion, das, was orientiert – dynamisch, mehrdimensional und mobil. Die triebhafte Suche nach Differenzen und Unstimmigkeiten mit der Seh-

sucht nach Spannung, ausgehend von dem, was gerade nicht ganz passt, kann nerven. Und für die elaborierten Ergebnisse stellt Freud bei seiner Analyse des Falls Schreber fest, dass es nicht erwiesen sei, ob der Wahn mehr an Theorie oder die Theorie mehr an Wahn enthalte. Dabei bleibt zunächst offen, wodurch genau sich eine Fiktion von einem Wahn unterscheidet. Vielleicht könnte man in erster Näherung sagen, dass der Wahn eine Fiktion sei, die sich keine Rechenschaft über ihre Fiktionalität ablegen kann. Ein Spielraum für *Als ob* fehlt. Findet sich in Wissenschaft und Kunst kein fiktives Moment, so hat es sich nur gut versteckt. An der Oberfläche heißt ein solches Produkt positivistisch.²

KH: An der Unterfläche feiern die Metaphern und Analogien umso fröhlicher ihre Urständ, besonders dann, wenn es um den menschlichen Körper geht. Es ist von Gewicht, mit welchen Bildern wir Bilder machen. Kristalle, Texturen, Kräftefelder oder Bürgerkriegsszenarien informieren ganz unterschiedliche Konzepte von lebendigen Körpern und geben unterschiedliche *passe-partouts* für Interventionen vor. Je weniger wir von Metaphern und Analogien wissen wollen, desto stärker wirken sie. Schon deshalb muss die Losung sein: Mutig hinein in das Reich der Zeichen, um zum Körper in seiner Widerspenstigkeit zu gelangen.³

KJP: Fixieren, an irgendetwas festmachen, den Finger drauflegen. Fiktion leitet sich vom lateinischen *fingo* ab, das einen altindischen Vorläufer hat: bestreichen, verkitten, als Substantiv heißt es »der Damm, der Wall«. In der ersten Bedeutung wäre es zu übersetzen mit: eine Masse formen, oder: in einer Masse formen, gestalten, bilden, bildend schaffen. Dies tun Bildner, die in Ton, Wachs, dann auch solche, die in bildsamen Stoffen überhaupt arbeiten, griechisch: *plattein*. Fiktion erinnert auch an Bildung. Ohne Fiktionen ist Forschung nicht möglich – weder in der Kunst noch in der Wissenschaft.

KH: Ich möchte, wenn es erlaubt ist, bitte aussteigen, aus dem Vater-Mutter-Kind-Spiel des Theoretisierens und einsteigen in ein geschwisterlich-freundschaftlich-artgenossenschaftliches Gespräch; in ein Gespräch, das auch einmal ein Streit sein kann, wie er unter Geschwistern, unter Freund*innen und unter Art-Genoss*innen möglich und notwendig ist. Statt sich zwischen Elternsymbiose oder Elternmord zu entscheiden, statt des Aufbaus

von immer mehr *franchises* und Filialen, die sich wechselseitig herabsetzen, möchte ich leidenschaftlich ausgedachte Sagas und Serien lesen, die Liebende, Antagonist*innen, Generationen, Planeten und Arten verknüpfen.

KJP: Wir erlauben uns das. Geschwister leben aber auch in der Vergangenheit und sind und haben auch die Funktion von Vätern und Müttern. Freundschaftlich ist auch gut. Was wirklich schädlich wäre, ist in der Tat Elternsymbiose und Elternmord. Der Mord ist zu einfach und klebt und lässt die Ermordeten nie sterben – und lässt gespenstische Widergänger oder ein strenges, väterlich-toternstes Überich erscheinen. Stattdessen Fiktion. Die Urszene hat niemand mitbekommen. Im Erwachsenenalter ist Symbiose Selbstmord und Mord zugleich. Deshalb plädiere ich für Wanderschaft, Weggehen, Mitnehmen, Übersetzen, etwas hinter sich lassen, Fremdbegegnungen provozieren.

KH: Wie die Einbildungskraft im Wandern üben und dabei im Hier und Jetzt verortet bleiben? Wie geht Forschung als neugierige Praxis, die sich zwar selbst grenzwertig und angreifbar macht, dabei die potenzielle Gewalt der Grenzüberschreitung aber methodisch antizipiert? Indem die eigene Situiertheit, das eigene Unvermögen, die eigenen Freuden, die Scham, der Schrecken nicht aus dem Forschen ausgeschlossen werden, aber auch nicht ihr Gegenstand werden. Sich situieren generiert Unwucht in den Näherungsbewegungen des Forschens.⁴

KJP: Legitimation kommt aus Bewegung. Sie entfernt sich vom akademisch Inzestuösen (Theorie mit Theorien ohne Reibung am Realen), das nie an die frische Luft kommt. Dem Akademos war ein Hain gewidmet, von Platon gekauft trafen Philosophen sich dort, gingen umher, setzten sich natürlich auch mal hin. Die Fixierung von und auf Schulen aber geht nur das Wagnis ein, sich noch genauer zu Hause auszukennen. Das kann zu Explosionen führen. Das scheinbar Bekannte umzuarbeiten, steht in Kontrast mit dem, was beim Umherschweifen zufällt. Zeit und Soziales wandern dabei in die Logik ein, in die Wissenschaft von Zusammenhängen. Niemand kann mehr auf sich gestellt Logik betreiben, Logik wird Übertragung und ihre Lockerung, Zeit wird eine der lebendigen Veränderungen, der Raum krümmt sich davon. Die aristotelische Logik bereitete den Abso-

lutismus des Individuellen vor, des absoluten Monarchen, der Ich-AG.

KH: Theorie als *Science Fiction*, das wäre etwas anderes als das Denken von Theorien mit anderen Theorien. Wer *Science Fiction* schreibt, muss jeden Gedanken vom Großen ins Kleine, vom Abstrakten ins Körperliche und wieder zurück ausspinnen: Ein nicht-länger-kapitalistisches Gesellschaftssystem, eine nicht-länger-extraktivistische Wirtschaftsform, nicht-binäre Sexualitäten bildeten dann das jeweilige Szenario für *stories*, die im Detail funktionieren müssen. So entstehen Geschichten, mit denen man leben und sterben kann. *SF*-Figuren müssen echte Beziehungen, echte Konflikte, echte Sexualität erleben dürfen.⁵ Sie müssen reale Körper haben, die ebenso dicht fiktionalisiert sind, wie die Körper von Lebewesen außerhalb von Romanen, damit sie eben jene affizieren und neu perspektivieren können.

KJP: In der Tat: Theorien werden bleich und blass und methodisch schön geschminkt, wenn sie nicht mit der Rauheit von Realem zusammenkommen. Letzteres passiert in der »Klinik«, es taucht das Einzigartige auf, Genuss, Leiden und niemand weiß allein warum; und das wird auch noch wiederholt. Diese Form von »Klinik«, die gibt es für jede Theorie. Davon kann man sich abwenden, ins schon Formulierten. Echt ironisch. Echt-zend, wenn sich Wissenschaftlerinnen mutig ins Artifizielle stürzen, so als ob es echt wäre. Das Konkrete ist das Zusammengewachsene.⁶

KH: Das Problem der Naturwissenschaften des Körpers ist nicht ihr Abstraktionsgrad oder die routinierte Zerteilung ihres Gegenstands in Einzelteile. Das kann durchaus hilfreich sein, wenn es darum geht, Vorgänge besser zu verstehen oder neu zu denken. Es kann aber zum Problem werden, wenn die Naturwissenschaften ihr eigentliches Thema, nämlich die Physis, in seiner Komplexität, Geschichtlichkeit, Situiertheit und biologisch-semanticen Verfasstheit nicht ernst genug nehmen, wenn sie nicht bereit sind, den *Science Fiction*-Weg des realistischen Imaginierens zu gehen.

KJP: Es bedarf einer Wiederholung, eines erneuten Durchlaufs durchs Auseinandergerissene (unter Anerkennung der Gewalt) zum ehemaligen Zusammenhang, zum Wiederanschluss ans Herz. Abstraktheit fällt weniger auf, wenn jemand am Schreibtisch sitzen

bleibt und die Welt aus dem Computer saugt. Es wäre möglich aufzustehen, ans Fenster zu gehen, das Telefon zu ergreifen, Orte aufzusuchen, die vielleicht sogar in ihrer Abstraktheit imponieren, aber sehr konkret, wuselig, lästig, aufregend, agitierend sind.

KH: Das Problem von kulturwissenschaftlichen Theorien des Körpers ist nicht ihr Abstraktionsgrad, sind auch nicht die notwendigen blinden Flecken jedes Theoretisierens, notwendig deshalb, weil jede Theorie das Zusammenkommen ganz spezifischer Umstände ist. Es kann aber zum Problem werden, wenn kulturwissenschaftliche Theorien das spezifische Thema, nämlich die Physis in ihrer Komplexität, Geschichtlichkeit, Situiertheit und biologisch-semanticen Verfasstheit, nicht ernst genug nehmen, wenn sie nicht bereit sind, den *Science Fiction*-Weg des realistischen Imaginierens zu gehen.

KJP: Das realistische Imaginieren geschieht auch als Einfall der Bilder von einem irgendwoher, das noch ganz oder in Teilen rätselhaft ist. Aktiv rezipieren, gleichschwebend aufmerksam Einfälle zulassen, nicht direkt schon durch Filter von Diagnosen kolonisieren, wäre förderlich, dann in Übertragung zu zweit und mehreren kollektiv daran arbeiten, d. h. zunächst befremdliche Einfälle in Berührung bringen, sich ernst nehmen und nehmen lassen. Die Formel des Nicht-ernst-Nehmens ist: »Kenn ich schon. Im Prinzip jedenfalls.« Man kann mit dem Affekt arbeiten. Der macht – wörtlich – etwas hinzu und entsteht irgendwo zwischen den zunächst individuellen Subjekten. Er gehört niemandem. Ist sozialistisch. Deshalb gefürchtet. Auch weil genau das dann zur Sprache drängt und diese überfordert, manchmal.

KH: Ich träume von einem eigensinnigen, kulturwissenschaftlichen Denken des Körpers, das Verantwortung für seine Spekulationen übernimmt. Wenn ein fiktiver Danton⁷ fordert: »Geht einmal Euern Phrasen nach, bis zu dem Punkt, wo sie verkörpert werden«, ist das ein Imperativ der kritischen Nähe, der auch für Theorie als *Science Fiction* gilt. Wer den Körper, Sexualität, Essen, Lieben, Sterben *all the way down* zum Anfangs- und Endpunkt des Denkens nimmt, ist nicht biologistisch, er/sie/per ist notwendigerweise spekulativ-realistisch und historisch-futuristisch.

KJP: Verantwortung: Das ist nicht nur Antworten, voraus geht das Zuhören, dann vielleicht Zuspruch, nicht mal als Rat.

Engagieren heißt, etwas von sich aufs Spiel setzen, Lebenszeit, Intensität, Vermögen – in der Lücke, die keine formalisierte Logik überbrücken könnte.

KH: Die Geschichtlichkeit des Körpers ist ein Auftrag. Denn nirgendwo sind die Spuren vergangener Gewalt und vergangener Freude so tief eingearbeitet wie in Prozesse des Lebendigen, die gleichzeitig aufgrund ihrer ökologischen Verwobenheit und Eigendynamik notwendig zukunfts offen sind. Dabei ist es egal, ob Sprache und Sinnproduktion ein Alleinstellungsmerkmal »des Menschen« sind. Vieles spricht dagegen, wie Gedankenexperimente über *alien intelligence* nahelegen. Wichtig ist, dass wir Sprache und Sinnproduktion als Anteilseigner von Lebensvollzügen in Myriaden von Ausprägungen begreifen. Eigensinn und Gemeinsinn, Sinn und Sinnlichkeit, stets an der Grenze von Wahrnehmung und intentionaler Bearbeitung, semisouverän, parahuman.

KJP: Spuren hinterlassen, das ist das Älterwerden, nicht nur das individuelle Älterwerden. Falten, Erosionen, Tektoniken. Zukunfts offen ist Mensch nur mit einem schmerzhaften und freudigen Kollektivwerden. Schmerzhaft wegen des Gewährwerdens der eigenen Grenzen, der Endlichkeit, freudig wegen des Überschreitenkönnens, wegen der wechselseitigen Übergriffe, des Erlernens des Kultivierens der Gewalt.⁸

KH: Theorie als *Science Fiction* begehre ich auch deshalb, weil die *Science Fiction* ein rüdiges und ununschuldiges Genre ist. Sie ist grenzwertig, weil sie ihre Herkunft aus dem Pop und aus der Propaganda nicht verleugnen kann: Zu schrill, zu drastisch, zu bunt, zuviel bombastische Filmmusik, während Planeten und Raumschiffe explodieren, zu viel ästhetisch Peinliches. Sie kann auch nicht verleugnen, dass sie ein koloniales, vielmehr imperiales, Genre ist. Sie bearbeitet bis heute die Gewalt der Kolonisierung und des *otherings*. Wenn man *Science Fiction* liest, dann muss man auch für Unreinheit und Kontamination etwas übrighaben. Denn in der *Science Fiction* wird man die Gewalt nicht los, vielmehr tut sich die Möglichkeit auf, besser zu verstehen, wie tief Gewalt geht: körperlich, sprachlich, politisch. Man ist in der *Science Fiction* nie außerhalb der Geschichte der Gewalt, es ist eher so, dass man immer tiefer in sie hineingezogen wird. Insofern ist es nicht ver-

wunderlich, dass besonders interessante *Science Fiction* häufig von Ethnolog*innen (oder von Kindern von Ethnolog*innen) kommt. Nicht, weil sie Expert*innen in der Beschreibung »des Fremden« wären, sondern weil sie aus fachhistorischen Gründen die Gewalt, die im Prozess des Fremdmachens liegt, zu thematisieren wissen; genauso wie die Gewalt des Gleichmachens, der Negation von historischer Differenz in so manchem universalistischen Projekt.

KJP: Auch die Psychoanalyse schreibt *Science Fiction*.⁹

KH: Die Psychoanalyse ist im besten Fall nach innen Ausschau haltende *Science Fiction*: Sie spricht mit dem/der ganz Anderen in mir, mit einer *alien presence*, die oft stillhält, manchmal aber dazwischenfunkelt, hin und wieder aufschreit, oftmals aber auch milde lächelt über die Art, wie man sich so im Alltag Sinn und Begründungen zusammenbastelt. Wie die *aliens* im Film, derer man sich erst gewahr wird, wenn sich unter der Haut Ausbeulungen zeigen.

KJP: Da muss ich widersprechen: Psychoanalyse, die sich nach innen wendet, verpasst die Bedeutung des Sprechens und des Schreibens – auswendig. Unsere beiden *SF*-Protagonist*innen fahren nicht aus der Haut, um von ganz oben, vom Imaginierten *sub specie aeternitatis* durch das Auge Gottes auf die Welt zu blicken. Für beide heißt Praxis: Weiterdenken bei laufender Erfahrung im Handeln. Praxis ist etwas zwischen Über-etwas-Reden und Überreden und Wahrnehmung, diese ernst zu nehmen, sodass das Wort dann auch Fleisch ist und wird – Oh, Gott! Der Zug zur Verkörperung ist die Dechiffrierung dessen, was Sexualität ist. Analytiker*innen halten im Theoretisieren ihren Erfahrungen mit den Analysant*innen und mit sich die Treue. Auf unterschiedliche Art frech führen unsere beiden RaumZeitfahrer*innen in ihrem Schreiben Passion, Leidenschaft vor, die Wissen schaffen.

KH: Sich im Reden in einer Geschichte dieses Redens verorten, anzuknüpfen an Gesagtes, ist wichtig, das Weitererwachsenlassen des Gefundenen ist noch wichtiger. Jede Stimme ist vielstimmig, wie jede Sprache mehrsprachig ist, eine Glossolalie, in der sich eigenes und Fremdes überlagern. Danke für das Gespräch, das sagt sich so leicht. Es reißt nicht ab, mit den Ko-Sterblichen, mit den bereits Gestorbenen, *with those yet to come*. —

- 1) Die beiden Gesprächspartner*innen gehen in ihrer fingierten Konversation dem Einfall nach, Donna Haraways und Sandor Ferenczis Theorien als *Science Fiction* zu betrachten.
- 2) Hier könnte nicht wirklich, aber dennoch, eine Geschichte von Amos Oz eingefügt werden: Wenn die Weisen des Talmuds sagen: »Hiob hat nie existiert und war nie erschaffen worden; dies ist nur eine Allegorie, erklären sie weder Hiob zu ›fiction‹ noch Hiobs Leiden für fiktiv, sondern sagen, Hiob sei als Allegorie existent und erschaffen gewesen, und gewiß sind die Morallehren dieser Allegorie existent und erschaffen, auch wenn der Mann Hiob nicht existiert hat und nicht erschaffen gewesen ist – wer kennt nicht einige Menschen, die Hiob gleichen? Keine unserer Quellen hat die Hiob-Geschichte je als ›fiction‹ bezeichnet oder bezeichnen können, und zwar aus dem einfachen Grund, weil Fiktion Erfindung und Erfindung Lüge ist, während die Hiob-Geschichte auch dann Wahrheit ist, wenn sie nicht aus einem Bündel Tatsachen besteht.« Aus: Oz, Amos: *So fangen die Geschichten an*, Frankfurt a. M. 1997, Suhrkamp, S. 145–166, S. 154
- 3) Vgl. Haraway, Donna J.: *Crystals, Fabrics, and Fields: Metaphors That Shape Embryos*, North Atlantic Books 1976
- 4) Vgl. dazu das Kapitel »Eine neugierige Praxis« in: Haraway, Donna J.: *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im Chthuluzän*, (übers. v. Harrasser, Karin), Frankfurt a. M. 2018, Campus Verlag, S. 175–185
- 5) Man könnte hier auch Haraway im O-Ton sprechen lassen: »Zum Beispiel erscheint ›Sex‹ als biologisches

Wissensobjekt gewöhnlich in Gestalt eines biologischen Determinismus und stellt damit den fragilen Raum für sozialen Konstruktivismus und kritische Theorie samt der sie begleitenden Möglichkeiten einer aktiven und verändernden Intervention in Frage, die ihrerseits durch die feministischen Konzepte von Gender als sozial, historisch und semiotisch positionierter Differenz ins Leben gerufen wurden. Und trotzdem scheint das Aufgeben der maßgeblichen biologischen Vorstellungen von Sex, die produktive Spannung zu ihrem Gegenbegriff Gender hervorgebracht haben, zuviel preiszugeben; Es erscheint nicht nur als Verlust an analytischer Schärfe im Rahmen einer bestimmten westlichen Tradition, sondern als Preisgabe des Körpers selbst, der mehr ist als das leere Blatt für soziale Einschreibungen, einschließlich derjenigen des biologischen Diskurses. Die radikale ›Reduktion‹ der Objekte, der Physik oder irgendeiner anderen Wissenschaft auf die Kurzlebigkeit, in diskursiver Produktion und sozialer Konstruktion, wäre ein ebenso problematischer Verlust.« Haraway, Donna J.: *Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive*, (übers. v. Kelle, Helga), in: Hammer, Carmen; Stieß, Immanuel (Hg.): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen*, Frankfurt a. M. 1995, Campus Verlag, S. 73–97, S. 92

6) Dazu zwei Poesiealbusprüchelein: »Die Sinne sind daher unmittelbar in ihrer Praxis Theoretiker geworden.« Marx, Karl: *Texte zu Methode und Praxis II*. Pariser Manuskripte (Hg. Hillmann, Günther) (Bd. 2). Reinbek bei Hamburg 1968, Rowohlt, S. 80 (= MEGA I, S. 119) – »Wie alle

Neurosen wurzeln auch meine im Problem der Metapher, d. h. dem Problem der Beziehung von Körpern und Sprache.« Haraway, Donna J.: *Situiertes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive.* (übers. v. Helga Kelle), in: Hammer, Carmen; Stieff, Immanuel (Hg.): *Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen* Frankfurt a. M. 1995, Campus Verlag, S. 73–97, S. 76

- 7) Es ist Georg Büchners Danton.
- 8) »Auf unseren Einwurf, denkend das Denken zu ergründen, sei wie der Versuch, Blut mit Blut abzuwaschen«, hüstelt Herr Professor Bierwisch und fährt fort: »Ja, ja, das ist eine sehr handfeste Formulierung. Ich wollte gerade eine sehr viel technischere Version anbieten: Das berühmte Gödelsche Gesetz über die Unvollständigkeit der Arithmetik besagt, dass es keinen Beweis dafür gibt, dass die Arithmetik unvollständig ist, das heißt, dass man bestimmte Sachen innerhalb der Arithmetik nicht beweisen kann.« Herr Professor Bierwisch legt entschlossen den Stift beiseite, stützt die Ellenbogen auf den Tisch, bettet sein Kinn auf die übereinandergelegten Hände, lächelt still und sagt: »Also die Tatsache, dass man die Welt erklären kann, ist etwas, das doch weitgehend ein vernünftiger Glaubenssatz ist.« Aus: TAZ vom 26. 2. 2001, S. 14. Gabriele Göttele: *Alle Köter liegen immer. Zu Gast bei einem Linguisten.*
- 9) Insbesondere Ferenczi: In seine Theorie fließt übersetztes Wünschen ein. Nicht nur seines, auch das seiner Analysanten und das von Freud, beispielsweise. Die Missionsähnlichkeit zu Donna Haraway ist die Überschreitung der zum

Korsett gewordenen Einzwängung des Körpers, der erscheint, wenn man ihn den zum Objekt abstrahierenden Wissenschaften überlässt. Es geht auch um gearbeitete Vereinigung, nicht um symbiotisch kitschige Sauce. Bei Haraway noch mehr als bei Ferenczi um Ironie. Die Ironie bei Ferenczi steckt ganz tief im Schreiben als solchem: Es tut so, als ob es so wäre, was er beschreibt.

»Wenn ich das Prinzip meiner Auffassung in einem etwas scharf formulierten Satz ausdrücken wollte, dann möchte ich den Menschen in körperlicher Hinsicht als einen zur Geschlechtsreife gelangten Primatenfetus bezeichnen.«

(Louis Bolk)

Der folgende Beitrag ist aus einem Gespräch mit François Ansermet entstanden, das Marcus Coelen und Alexandre Wullschlegler geführt haben. Ursprünglich sollten verschiedene Aspekte der Beziehung von Psychoanalyse und Biologie thematisiert werden, insbesondere in Anlehnung an die Arbeit von François Ansermet über die theoretischen Herausforderungen der modernen Reproduktionsmedizin. François Ansermet hat hingegen in seinen einleitenden Worten deutlich die für die Psychoanalyse zentralen Konsequenzen der neusten Erkenntnisse der Neurowissenschaft formuliert. Zudem hat er dargelegt, welche erkenntnistheoretische Position die Psychoanalyse innehat, die erlaubt, Paradoxien, die sich in den Beobachtungen und Begrifflichkeiten der Neurowissenschaften bilden, genauer zu artikulieren. Deutlich formuliert sieht er die »Psychoanalyse als Zukunft der Biologie«, in der Einzigartigkeit und Vergleichbarkeit, Diskontinuität und Fortsetzung, permanente Veränderung und Zusammenhangsbildung als zentrale Herausforderungen gesehen werden.

Ein vernachlässigter Aspekt der Neurowissenschaft sind die interozeptiven Bahnen. So zeigt z. B. Arthur Dewitt Craig in einem Beitrag in *Nature* mit dem Titel »How Do You Feel«, dass zu den exterozeptiven und propriozeptiven Bahnen viele Arbeiten und Studien vorliegen, dass aber die interozeptiven Bahnen, alles, was von den Eingeweiden, vom neurovegetativen System her kommt, nur unzureichend untersucht ist.¹ Ein besonders interessanter Aspekt in diesem Bereich sind die Schaltvorgänge, die in der Insula

stattfinden. Beim Menschen gibt es in der Insula spezifische Zellen, die auch bei bestimmten höheren Primaten vorkommen, die Von-Economo-Zellen. Diese Zellen sind an der Weiterleitung der interozeptiven Bahnen in der Insula beteiligt. Diese Bahnen erreichen die posteriore Insula. An dieser Stelle gibt es eine Diskontinuität und das, was Craig eine »Re-repräsentation« in der anterioren Insula nennt, und auf dieser Ebene gibt es eine Verbindung mit den exterozeptiven Bahnen.

Auch wenn mir die analogen Überlagerungen von Psychoanalyse und Neurowissenschaft nicht gefallen, so irritiert mich doch die Parallele zum Freudschen Begriff der »Vorstellungsrepräsentanz«, den Lacan nach ihm aufgegriffen hat, und die darauf folgenden Entwicklungen zur Frage der Urverdrängung und der Triebtheorie.

Dies ist ein weiteres Feld des möglichen Beitrags der Psychoanalyse zur Neurowissenschaft, da wir der These von der Psychoanalyse als Zukunft der Biologie anhängen. Das ist eine andere Position als diejenige derer, die vielleicht sagen, die Psychoanalyse sei altmodisch, etwas, was das Geschäft von Dinosaurier-Psychanalytikern wäre, die ihr Feld verteidigen. Anders auch als die Position der Psychoanalytiker, die sich meiner Meinung nach gegen die Wissenschaft wehren, ohne ihre Möglichkeiten zu nutzen. Im Grunde genommen haben beide Positionen dieselbe Ausrichtung, nämlich, die Psychoanalyse in die Vergangenheit zurückzuholen, und das zu der heutigen Zeit, wo die Psychoanalyse die Möglichkeit hat, an der Zukunft zu arbeiten.

Ein weiteres Element, das mir wesentlich erscheint, ist die Unterscheidung zwischen Eigenschaft und Zustand. Es ist eine Unterscheidung, die aus der Physik kommt, der Quantenphysik, und die meiner Meinung nach bei der Art und Weise, wie wir an die Neurowissenschaften herangehen, ins Spiel gebracht werden sollte. Es gibt Eigenschaften, die als Potenzialitäten existieren. Diese manifestieren sich in dem Übergang von Eigenschaft zu Zustand. Und das ist die ganze Frage: Wie kommen wir von einer Eigenschaft zu einem Zustand? Die Eigenschaften, die das Gedächtnis ermöglichen, sind nicht das Gedächtnis. Die Eigenschaften, die das Unbewusste ermöglichen, sind nicht das Unbewusste. Das ganze Rätsel der Forschung, die stattfinden sollte, ist,

wie man von Eigenschaften zu Zuständen kommt. Genau eine Frage, die in der Physik präsent war. Und hier stelle ich die Verbindung zu dem her, was Freud in *Das Interesse an der Psychoanalyse* geschrieben hat. Freud stellt in diesem Text die Psychoanalyse an eine Position der Vermittlung zwischen dem Biologischen und dem Psychischen; er bringt die Psychoanalyse als ein Mittel der Reflexion in Position, um genau diese Artikulation zwischen dem Somatischen und dem Psychischen zu denken. Die Triebtheorie ist natürlich eine Spekulation dieser Art, aber vielleicht ist das noch allgemeiner. Vielleicht liegt hier ein Hinweis auf eine andere Art, die Zukunft der Psychoanalyse zu sehen; sie in dieser Rolle der Artikulation des Biologischen zum Psychischen, des Lebendigen zum Psychischen, zu sehen.

Das Schlüsselereignis in dieser psychoanalytisch-neurowissenschaftlichen Ausarbeitung ist die Plastizität und die Notwendigkeit, die Konsequenzen daraus zu ziehen, dass die Plastizität keine Hypothese, sondern eine Tatsache ist. Für mich ist das eine epistemologische Revolution im Sinne von Thomas Samuel Kuhn. Wenn eine Wissenschaft einen Paradigmenwechsel erfährt, wie bei einer epistemologischen Revolution, gehen wir von einer geordneten Wissenschaft zu einer paradoxen Wissenschaft über. Es gibt einen Durchgang durch Paradoxien und Pierre Magistretti und ich haben drei Paradoxien der Plastizität isoliert.

Das erste ist die Idee, dass es universelle Mechanismen gibt, die den biologischen Funktionen entsprechen, die aber dazu führen, dass das Einzigartige, das Unterschiedliche und das Unersetzliche entsteht. Dies ist das erste Paradoxon. Wie entsteht aus dem Universellen das Einzigartige? Vielleicht ist dies ein Paradoxon, das bereits von einem Philosophen untersucht wurde. Aber es ist uns aufgefallen, und es gibt ein unerwartetes Aufeinandertreffen zwischen Neurowissenschaft und Psychoanalyse rund um die irreduzible Frage der Einzigartigkeit. Einzigartigkeit wird zu einer Frage für die Neurowissenschaft, und es ist eine Frage, die im Zentrum der Psychoanalyse steht, und wir sind von daher verpflichtet, gemeinsam an diesem Stolperstein des Einzigartigen zu arbeiten.

Dies findet sich auch in den zeitgenössischen Debatten der Genetik rund um die Epigenetik wieder, da der Begriff des Expo-

soms, der unter anderem Modifikationen im Zusammenhang mit DNA-Methylierung und epigenetischen Modifikationen zusammenfasst und beschreibt, ebenfalls das Einzigartige eingeführt hat. Ich hatte die Gelegenheit während einer Konferenz mit Genetikern zu sagen, dass die Genetik sich lange mit der Produktion des Gleichen beschäftigt hatte, dass aber jetzt die Frage der Genetik die Produktion des Unterschiedlichen sei. Wie kommt es, dass wir so unterschiedlich sind, obwohl wir auf genetischer Ebene gleich sind? Wir haben weit weniger Gene gefunden als erwartet, und schließlich macht man sich einen Spaß daraus zu sagen, dass wir uns gar nicht so sehr vom Affen, vom Huhn oder vom Weizenkorn unterscheiden.

Schließlich sehen wir, dass das genetische Paradigma immer noch wichtig ist, insbesondere bei monogenen Krankheiten, aber im weiteren Sinne, wenn wir komplexere Krankheiten nehmen, haben wir auch diese Notwendigkeit, diese Anforderung, diese Herausforderung, das Einzigartige und das Unterschiedliche als eine wichtige Frage zu denken. Und das ist eine schöne Frage der Begegnung zwischen Biologie und Psychoanalyse.

Das zweite Paradoxon ist das der Diskontinuität. Spuren sind eingeschrieben, d. h. eine Spur, die auf ein inneres oder äußeres Erlebnis zurückführbar sein kann, eine eingeschriebene Spur wird selbst zum Stimulus für das System. Und so verbinden sich Spuren wieder mit anderen Spuren zu neuen Spuren. Die Reassoziation von Spuren trennt und befreit von der Erfahrung. Es gibt einen erstaunlichen biologischen Mechanismus, der von Biologen »Rekonsolidierung« genannt wird. Die Konsolidierung wurde in den 1960er Jahren untersucht. Es wurde angenommen, dass das Gedächtnis, damit es erhalten bleibt, rekonsolidiert werden muss, was sehr stark mit dem Lernen verbunden ist. Was jeder kleine Schüler in seinem Leben erlebt hat, indem er ein Gedicht gelernt hat, das liest er abends, das liest er morgens und das trägt er um 11 Uhr in der Französischstunde vor. Bis eine Reihe von Forschern in den 1980er Jahren sagte, dass, wenn wir etwas wiederholen müssen, es daran liegt, dass es dekonsolidiert ist. Es gibt also einen Mechanismus innerhalb des Gedächtnisses, der dafür sorgt, dass es nicht hält. Dies nannten sie Rekonsolidierung, d. h. die Idee, dass man, wenn man ein Erinnerungsstück hervorruft, die Spuren

labil und anfällig für neue Assoziationen macht. Also findet eine Reassoziatio n von Spuren statt. Ersetzt man das Wort »Spur« durch »Signifikant«, wird das alles ganz erstaunlich, denn die erste Spur im Freudschen Sinne ist das Wahrnehmungszeichen, wie in dem berühmten Brief vom 6. Dezember 1896.² Das wäre in dem Fall die andere Revolution, dieses Schema, das er am Abend des 6. Dezember 1896 gemacht hat.

Er hat den ganzen Tag gearbeitet, er ist müde, er hat mit seiner Familie gegessen, und in seinem Arbeitszimmer läuft sein Hund herum, er raucht eine Zigarre, und dann macht er dieses kleine Schema W WZ und dann Ubw VBW BW. Und dann macht er kleine Kreuze darunter. Es ist ein faszinierendes und bizarres Schema, weil es bedeutet, dass alles, was bewusst ist, zuerst unbewusst war. Aber es bedeutet, dass es Systeme gibt, die in Diskontinuität zueinander stehen. Zwischen Wahrnehmung, Wahrnehmungszeichen und Unbewusstem gibt es Wiedereinschreibungen, Umschriften. Wir finden dort die Diskontinuität, diese Einführung der Diskontinuität. Im Grunde genommen ist die Rekonsolidierung die Idee, dass wir, wenn wir ein mnestisches Element hervorrufen, die Spuren vorübergehend labil und anfällig für neue Assoziationen und somit für Veränderungen machen. Anstatt also die Wirksamkeit der Psychotherapie zu beweisen, sollte unsere Aufmerksamkeit eher auf die Auswirkungen der Sprache gerichtet werden, die die Spur labil macht, was keine Kleinigkeit ist. Es liegt an der Biologie, daran zu arbeiten.

Das dritte Paradoxon, das sich zum Teil aus dem eben Gesagten ableiten lässt – wenn wir Singularität und Diskontinuität hinzufügen – ist das Paradoxon der permanenten Veränderung.

Wenn sich alles permanent ändert, dann benutzt man nie zweimal das gleiche Gehirn. Das ist Heraklit, angewandt auf die Neurowissenschaften. Wir tauchen nie zweimal in denselben Fluss, denn der Fluss fließt, alles fließt, *panta rei*, und wir selbst verändern uns. So gibt es in uns nicht mehr Beständigkeit als im Fluss. Wir befinden uns also in einem Zustand permanenter Veränderung, was ein grundlegendes, erstaunliches Paradoxon der Plastizität ist. Das war eine wichtige Frage in unseren theoretischen Konstruktionen mit Pierre Magistretti, denn die Frage des Neurowissenschaftlers ist es, wissen zu wollen, wie es dazu kommt, dass es eine

diachrone Kontinuität gibt, was dieses geheimnisvolle Phänomen ist, das dafür sorgt, dass man letztlich derselbe bleibt, während man sich permanent verändert. Die Frage des Psychoanalytikers hingegen ist das Gegenteil, nämlich zu wissen, wie man eine Veränderung herbeiführt, wenn sich alles ständig wiederholt.

Das sind also die drei Paradoxien der Plastizität: die Singularität, die Diskontinuität, die permanente Veränderung. Und natürlich, wenn man Diskontinuität und permanente Veränderung zulässt, erreicht man wieder eine epistemologische Revolution. Und das ist die Lehre dieser Biologie für die Psychoanalyse, weil sie uns dazu bringt, die natürliche, Freudsche Kausalität des 19. Jahrhunderts zu verlassen, diese lineare Kausalität, eine Ursache, eine Wirkung, die Freud suchte, auch wenn er zu anderen Zeiten den Zufall, gewissermaßen die Kontingenz eingeführt hat. Und das ist der Punkt, an dem Lacans Denken eine so große psychoanalytische Revolution darstellt, weil er uns erlaubt, dieses kontinuierliche, kausalistische Paradigma zu verlassen. Was uns mit P. Magistretti sagen lässt, dass es bedeutet, dass wir biologisch dazu determiniert sind, nicht völlig biologisch determiniert zu sein.

Würden wir uns in die Lage von Ferenczi versetzen, würden wir uns fragen, was in der Evolution passiert ist, sodass es plötzlich einen Defekt der Determination innerhalb der Determination selbst gibt. Ist dieser Fehler in der Bestimmung nicht ein Faktor in der Evolution? Der biologische Ort eines Bestimmungsfehlers? Das ist es, was sich der Veränderung, der Evolution öffnet, vielleicht sogar langfristig, und es ist nur eine andere Art zu sagen, dass wir so determiniert sind, nicht determiniert zu sein.

Schließlich ist auch die Plastizität eine Theorie der Zeit. Es führt den Begriff der Zeit ins Lebendige ein, führt etwas von der Ordnung der Zeit in die Materie, ins Lebendige ein. Es gibt einen absolut brillanten Begriff von Freud in seinem *Entwurf einer Psychologie*.³ Er sagt, dass zwischen dem Spannungsaufbau, der mit der Hilflosigkeit verbunden ist, und der spezifischen Aktion des Nebenmenschen, eine Gleichzeitigkeit bestehen muss. Es darf weder zu früh noch zu spät sein. Und dieser Begriff ist eigentlich mit einem riesigen Forschungsfeld der Neurowissenschaften verwandt, das sich Koinzidenzdetektion nennt; das heißt, dass es eine besondere Dimension eines zeitlichen Fensters gibt, damit

eine Spur eingeschrieben werden kann. Ich denke, dass wir die Zeit nicht nur in ihrer Linearität und Kausalität sehen sollten, sondern sie in dem Moment betrachten sollten, in dem das, was war, nicht mehr ist und das, was sein wird, noch nicht ist. Und das ist im Grunde genommen auch eine bestimmte Art, die Psychoanalyse zu begreifen. Dies ist die Lehre einer gewissen zeitgenössischen Biologie für die Psychoanalyse, die ihr hilft, aus der natürlichen linearen Kausalität herauszukommen, die das Feld der Psychoanalyse immer noch verdirbt. Eine Kausalität, die uns sagen lässt, solche Eltern, solches Kind. Das ist natürlich nicht falsch, aber es ist notwendig, diese Annahmen dialektisieren zu können. Ich will nicht sagen, dass es keine lineare Kausalität in der Psychoanalyse oder Psychiatrie gibt, aber letztlich müssen wir mit dieser anderen Dimension dialektisch umgehen. Wir müssen eine Logik der Reaktion haben und nicht eine Logik der bestimmenden Ursache, des Determinismus. Und im Grunde genommen öffnen all diese Arbeiten auch die Psychoanalyse, sich als das Feld einer Klinik der Antwort zu denken. Was wir versuchen, ist, Einzigartigkeit, permanente Veränderung, Diskontinuität zu nutzen, um eine mögliche Reaktion des Subjekts zu ermöglichen. Wir kommen zurück auf den Begriff des Subjekts als Antwort des Realen, Antwort auf das Reale des Ursprungs. Warum bin ich ich und nicht jemand anderes, warum hier und nicht woanders, warum jetzt und nicht zu einem anderen Zeitpunkt. Niemand hat eine Antwort auf diese Fragen. Aber das ist die Möglichkeit für die Psychoanalyse, das Reale in die Debatte einzubringen. —

- 1) Craig, A. D.: »How do you feel? Interoception: the sense of the physiological condition of the body«, in: *Nature reviews neuroscience*, 3 (8), 2002, S. 655–666
- 2) Freud, Sigmund: Brief an Wilhelm Fließ vom 6. 12. 1896, in: *Aktualität der Anfänge*, Bielefeld 2015, transcript-Verlag, S. 173–184
- 3) Freud, Sigmund: *Entwurf einer Psychologie* (1950 [1895]), in: *Gesammelte Werke: Nachtragsband. Texte aus den Jahren 1885 bis 1938*, Frankfurt a. M. 1987, Fischer, S. 375–386

Nadine Hartmann,
Arnd Wedemeyer

Ankündigung eines
Austauschs des RISS mit
Catherine Malabou
anlässlich ihres neuen
Buches *Le plaisir effacé.*
Clitoris et pensée, Paris 2020,
Rivages

Im November des vergangenen Jahres veröffentlichte Catherine Malabou ein 140 g leichtes Büchlein des Titels *Le plaisir effacé. Clitoris et pensée*, in dem sie ihre philosophische Bahn mit einer überraschenden Wendung fortsetzt. Malabou ist bekannt als eine Philosophin, die sich von neurowissenschaftlichen Erkenntnissen zur Plastizität des Gehirns hat anregen lassen, am Leitfaden einer Vorgeschichte des Begriffs »Plastizität« die Hegelsche Dialektik noch einmal radikal neu zu fassen. In einer Reihe von ähnlich gelagerten Studien spürte sie zuvor schon der Plastizität in Heideggers Verständnis von Wandel, Wandlung, Verwandlung sowie in dem für Kants Spätphilosophie entscheidenden Begriff der Epigenesis nach. Eine Reihe kürzerer Bücher artikulierte diese große philosophiehistorische Revision mit Essays zu den destruktiven Aspekten der Hirnplastizität, den politischen Implikationen ihrer Philosophie, die sie in letzter Zeit mit dem Anarchismus verbindet sowie der in Auseinandersetzung mit der künstlichen Intelligenz neu gedachten Frage der Technik. *Le plaisir effacé*, von eleganter, bisweilen rasanter Kürze, skizziert eine Geschichte mutwilliger Blindheit gegen die Klitoris, die Malabou (wie sich später enthüllt, mit einer Wendung aus einem Bericht über weibliche Genitalverstümmelung für die parlamentarische Versammlung des Europarats) als Organ versteht (das einzige solche!), dessen alleinige Funktion in der sexuellen Lust bestünde. Aus der grundsätzlichen Tilgung der Klitoris aus den Diskursen, vor allem aus der Philosophie, aber eben auch aus ihrem privilegierten Bezug zur Lust ergibt sich für Malabou das Gebot, sie »zum Organ des Denkens« zu machen.¹

Der klitorale Traktat wird von einem eng gewählten Bildausschnitt aus Botticellis *Geburt der Venus* geschmückt, ein Gemälde,

anhand dessen der junge Aby Warburg seine Entdeckung einer die florentinische Malerei des späten 15. Jahrhunderts strukturierenden grundsätzlichen Spannung oder »Compromissbildung zwischen anthropomorphistischer Phantasie und vergleichender Reflexion« entwickelte.² Der Bucheinband zeigt das sich im Wind bauschende, der landenden Venus entgegengestreckte Gewand in den Händen der Frühlingsgöttin. Der Bezug auf Botticelli ist kein rein äußerlicher und auch kein metaphorischer, sondern spielt bereits an auf die noch die spezialisierten medizinischen Diskurse durchwirkende mythologische Dimension – das untülbare Spiel einer Metonymie, in der der im Französischen für die kleinen Schamlippen gebrauchte Name »Nympe« bisweilen auf die Klistoris ausgreift. Malabou hat schon früher wiederholt darauf bestanden, dass es ihr nicht um ein Geltendmachen der mutmaßlichen »Ergebnisse« neurowissenschaftlicher oder biologischer Wissenschaften geht, denen sich philosophische Reflexion zu fügen hätte, sondern um die Weise, in der »Symbolisches und Biologisches ursprünglich und auf intime Weise ineinander verschlungen« sind – eine Verschlingung, die durch Kenntnisnahme wissenschaftlicher Beiträge nicht (auf-)gelöst, sondern reichhaltiger, inniger wird.³ Gerade die neuronale Plastizität wurde ihr dabei früh zum Leitfaden, insofern sich das Biologische mit ihrer Hilfe dem Determinismus entwinden lässt. »Das Hirn«, schließt Malabou, »vereint das Leben mit sich selbst.«⁴

Um eine Verschlungenheit von Symbolischem und Biologischem ging es natürlich auch Aby Warburg seit seiner Begegnung mit Botticellis Nymphen und dem »bewegten Beiwerk«, in dem dynamische Zustände plastisch transfiguriert werden, mutieren und immer wieder zu einem »Superlativ der Geste« vorstoßen.⁵ Diese Warburgsche Konfrontation mit energetischen Plastizitäten wird im *Plaisir effacé* leider durch Giorgio Agambens an Warburg vermeintlich anschließendes, schnappschussartiges Nymphen-Varieté verstellt.⁶ Doch in eben jenem Jahr, in dem Warburg für die ihm vorschwebende, Symbolisches und Biologisches verschränkende Plastizität den Ausdruck »Pathosformel« fand, veröffentlichte Freud seine *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, in deren dritter er unter den »Umgestaltungen der Pubertät« das zum Zwecke des »Weibwerden[s] des kleinen Mädchens« darzu-

bringende Opfer klitoraler Lust behandelt, das, sich als »Verdrängungswelle« manifestierend, als solche zum Reiz für männliche Libido werde. Dieser zu leistende Verzicht lässt, Freud zufolge, die Lust von der Klitoris auf den Vaginaltrakt übergehen, »etwa wie ein Span Kienholz dazu benützt werden kann, das härtere Brennholz in Gang zu setzen«. ⁷ Die Freudsche Vorstellung ist konventionell und misogyn genug, um Malabou vor allem zum Abstoßungspunkt ihrer Überlegungen zu gereichen. Aber die energetische Ableitung hat andernorts ganz andere, radikale, dann doch wieder an Malabous Unterfangen anschließbare Überlegungen angestoßen: Sándor Ferenczi nämlich hat in seinem spekulativen *Versuch einer Genitaltheorie* von 1924 Freuds Ansicht von der Verschiebbarkeit weiblicher Lust zum Anlass genommen, eine radikalere Plastizität sexueller Lust als urethral-anale Amphimixis zu konzipieren, die in äußerster Konsequenz das männliche Genital seines Status' als »unvergleichliche[r], einzigartige[r] Zauberstab« beraubt ⁸ und zum bloßen »Prokurist[en]« macht, der »das Lustabfuhrgeschäft für den ganzen Organismus besorgt«. ⁹ Die von Ferenczi damit konzipierte »Bioanalyse« nähert sich in vielem Malabous radikalen Überlegungen an.

Diese überraschende Nähe hat uns dazu bewegt, Malabou nach ihrem Verständnis des Organs zu fragen: Heißt, die Klitoris zum Organ des Denkens zu machen, nicht auch, den Organbegriff ganz neu zu denken? Unterminiert nicht der Begriff der Plastizität (nicht nur, aber auch der der neuronalen) herkömmliche Vorstellungen von Organ und Funktion, aber auch die darin enthaltenen Annahmen über das Verhältnis von Organismus und Umwelt? Malabou hat ihr Interesse am Anarchismus immer auch aus der analogen Erkenntnis motiviert, dass das Gehirn auch von neurowissenschaftlicher Seite keinesfalls länger als »Zentralorgan« aufgefasst wird. ¹⁰ Und natürlich kann es nur darum möglich werden, mit der Klitoris zu denken. Liegt aber darin nicht auch eine energetischere, Organgrenzen missachtende Plastizität, die der von Ferenczi konzipierten nicht gänzlich unähnlich ist?

Sicher am resolutesten nimmt *Le plaisir effacé* Überlegungen auf, die Malabou bereits 2009 in *Changer la différence. Le féminin et la question philosophique* angestellt hat, mit denen sie eine eigene feministische Positionierung sucht, sowohl angesichts neuer queer-

und trans-feministischer und aufs Neue gelesener radikal-feministischer Konzepte.¹¹ Welche Möglichkeiten bietet die Plastizität für ein Denken der sexuellen Differenz? Dass sich die Frau der Form entzieht, dass sie als materielle Grundlage philosophischer Texte figuriert und diesen zugleich immer wieder entschlüpft, nicht greifbar wird, zeigt die für Malabou in dieser Hinsicht wegweisende Denkerin der sexuellen Differenz, Luce Irigaray, in einem Mimikry-Verfahren (entlang der Texte Platons, Spinozas, Freuds wie Merleau-Pontys). Wenngleich Malabou die strategische Bedeutung dieses prinzipiell unabschließbaren Verfahrens für die feministische Philosophie anerkennt, sucht sie dennoch über eine solche fortgesetzte »Beweisführung« hinauszugehen. Dazu stellt sie zur Diskussion, was Weiblichkeit (*le féminin*) bedeuten kann, sobald sexuelle Differenz nicht mehr als binäre Form verstanden werden soll, sondern als eine unabgeschlossene Pluralität von Geschlechtern. Sie stellt aber auch die in der feministischen Theorieentwicklung seit den späten 1980er Jahren eingeschlifene Rede vom (indiskutablen) »Essentialismus« grundlegend infrage. Für Malabou gilt es, den Begriff der »Essenz« neu auszuloten: »Die Konstruktion der eigenen Identität ist nichts als ein Prozess der Entwicklung der ursprünglichen biologischen Formbarkeit, der ursprünglichen Wandelbarkeit. Wenn der »sexe« nicht plastisch wäre, gäbe es auch kein »genre«.«¹²

Mit dem neuen Buch zur Klitoris gelingt es dieser bedingten Rehabilitierung eines Differenz-Feminismus eine entscheidende neue Kontur zu gewinnen. Für Malabous ontologischen Materialismus ist »Geschlecht« nicht als von außen auf eine passive Materie einwirkende Prägung zu verstehen, jedoch ebenso wenig von einer Essenz im Sinne eines stabilen, unwandelbaren Wesenskerns her zu denken. Auch hier manifestiert sich wieder die grundsätzlich von Malabou eingeforderte Verschränkung von Symbolischem und Biologischem: Als solches Ineinander gefasst geht die Klitoris weder auf in einem Wesensmerkmal weiblicher Körperlichkeit noch lässt sie sich in eine organlose Immanenz freigesetzter, »entprägter« Lustbereitschaft auflösen. Malabous Anfang mit der Klitoris entdeckt feministischem Philosophieren genuines Neuland und bricht auf erfrischendste Weise aus den

als Generationenfolge naturalisierten zeitlichen Sequenzierungen ihrer Theoriegeschichte aus.

Unsere sich an diese Umprägung feministischer Philosophie unmittelbar anknüpfende Frage betrifft Malabous merkwürdige Bestimmung der Klitoris als eines »stummen Symbols«. Diese Stummheit geht nicht einfach in der Verdeckung, dem Verschweigen der Klitoris auf, das ja zudem auch immer mythologisch überhöht und damit recht beredt ist. Und kehrt in solcher klitoralen Symbolhaftigkeit nicht die Irigaraysche Frage nach einem neu zu stiftenden weiblichen Symbolischen wieder? Und welche Konsequenzen hätte eine solche symbolische Ordnung, so es sie denn geben könnte, für die anarchistischen Grundzüge von Malabous politischer Philosophie? —

- 1) Malabou, Catherine: *Le plaisir effacé. Clitoris et pensée*, Paris 2020, Rivages, S. 21
- 2) Warburg, Aby: »Sandro Botticellis ›Geburt der Venus‹« und »Frühling«, in ders.: *Werke in einem Band*, hg. v. Martin Treml, Sigrid Weigel und Perdita Ladwig, Berlin 2010, Suhrkamp, S. 39–123, hier S. 48
- 3) Malabou, Catherine: *Métamorphose de l'intelligence. Que faire de leur cerveau bleu?* Paris 2017, Presses Universitaires de France, S. 10
- 4) Ebd.
- 5) Warburg: »Sandro Botticellis ›Geburt der Venus‹«, S. 123
- 6) Agamben, Giorgio: *Nymphae*, Berlin 2005, Merve
- 7) Freud, Sigmund: *Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie*, in ders.: *Gesammelte Werke*, Bd. V, London 1942, Imago, S. 27–145, hier S. 122
- 8) Ferenczi, Sándor: *Versuch einer Genitaltheorie*, in ders.: *Schriften zur Psychoanalyse*, Bd. 2., Frankfurt a. M. 1972, Fischer, S. 317–400, hier S. 327
- 9) Ebd., S. 331
- 10) Etwa in Malabou, Catherine: *Que faire de notre cerveau?*, Paris 2004, Bayard, Kap. II: »La crise du pouvoir central«
- 11) Malabou, Catherine: *Changer la différence. Le féminin et la question philosophique*, Paris 2009, Galilée
- 12) Ebd., S. 155 f.

»... in welchem Maße der von uns herausgestellte reale Status der Objekte, von Leuten, die glauben, sie kennten sich aus in der Biologie und fänden sich im Biologischen gut zurecht, vernachlässigt und schlecht bestimmt wurde.«

(Jacques Lacan, *Seminar X L'angoisse*)

PANDEMIE

Vater, Tod und Virus

Gesehen hat das Virus kaum jemand. Die meisten haben das inzwischen ikonische Bild des Virus gesehen, genauer gesagt seine Hülle aus Fettmolekülen und die in Kronen geformten Eiweiße, die in der Darstellung, oft rot gefärbt, die Hülle in erstaunlicher Symmetrie durchziehen. Das Bild des Modells seiner Hülle, sein Animationsgesicht haben alle gesehen – das Virus selbst niemand; wenige haben seine elektronenmikroskopische Rekonstruktion direkt vor Augen. Und niemand hat es gespürt, geschmeckt oder gar gehört. Wer immer auch die Effekte seiner Infektion bei sich oder anderen bezeugen kann, diese gespürt oder sich und anderen zu Angesicht gebracht hat, Symptome, Krankheit oder Tod erfahren hat: Wir kennen das Virus nur vom Hörensagen, vom Sehenscheinen, es ist Gerücht, Phantom, Geist, das vielen den Geruch nimmt, manchen die Ansicht für immer entzieht, viele um den Verstand zu bringen scheint.

Auch vom Tod haben wir nur gehört. Was immer wir von ihm oder vom Sterben bezeugt haben mögen. Das Unbewusste glaubt deshalb nicht an ihn, kennt ihn deshalb nicht, sodass wir alle an ihn nur glauben können, d. h. leugnen müssen. Auch die Zeugung müssen wir, aus unserer Kindheit kommend, glauben, den Beitrag einer Samenzelle und jene Veranstaltungen von *pater semper incertus*, der sie für uns abgesondert haben soll. So können wir sie stets auch leugnen. Freud sprach in diesem Zusammenhang von einem »Fortschritt der Geistigkeit« und Lacan erfand das Theorem vom »Namen-des-Vaters«, um die Tatsache zu stützen, dass nichts den Vater selbst stützt als sprachliche, symbolische Konstrukte und Erfindungen. Wir wissen vom Vater nur vom

Hörensagen. In der Geschichte des Wissens ist zwar etwas aufgetreten, das einen »Beweis« der Vaterschaft als »Nachweis« schreiben soll. Dieser Vorgang liest einen biologischen Code, kopiert ihn und übersetzt ihn in den sogenannten Vaterschaftsnachweis. Etwas will sich am Symbolischen vorbeischnuggeln. Aber mit dem Nachweis trägt sich keineswegs eine biologische Genealogie ein, sondern ein anderer, technisch gestützter Zugriff auf den Buchstaben, eine Literalität, reklamiert seinen Platz. Das Sprechen, danach, wird ihn nicht zu brauchen vorgeben. Das ist sicher ein Schritt weiter in eine andere Wissenschaftlichkeit, einen weiteren Willen zur namenlosen Machbarkeit. Was seine Effekte auf die fortgeschrittene »Geistigkeit« aber sind, ist unklar; unklar ist auch, was dem Symbolischen und dem Subjekt überhaupt widerfährt durch die massive Verschriftlichung des Lebendigen, die sich nicht nur als Vaterschaftsnachweis, sondern in zahllosen Formen biotechnologischer Durchforstung der Natur mit den Möglichkeiten der Sequenzierung, Modellierung und Manipulation ihrer Polymere vollzieht. Genkodesequenzen und Eiweißkettenbildungen lesen, schreiben, edieren, transkribieren, übersetzen – weder metaphorisch noch metonymisch. Die Küste des Literalen scheint erreicht.

Für eine begrenzte Zeit, aber für fast den gesamten Raum des Planeten, sind nun das Virus und seine Sequenzen zu einem »Namen-des-Todes« geworden. Ein Name mit Fransen, nicht so klar wie der »Name-des-Vaters«. Vielleicht nur »Name-von-Krankheit« oder »Name-von-Ansteckung«, auch »Name-der-Lüge-der-anderen«. Name-des-Literalen.

Dieses *Sterben an ...* ereignet sich in der Dreierkonstellation von Vater, Tod, Virus – die nun alt scheint, ein alter Name einer alten Konstellation.

Während auf diesem Planeten die meisten Menschen immer noch an Nahrungsmangel sterben oder an Nahrungsüberschuss oder an den Exkrementen der Nahrungsproduktion, namenlos sterben, ist es das Virus mit dem eigenartigen Namen wie aus einem Science-Fiction-Serien-Sequel: SARS-2-CoV, das ein *Sterben an ...* benennt und benamt. Der Virus gibt dem Massensterben – auch wenn es ausgeblieben sein sollte – einen Namen, wie sonst nur ein Krieg.

In der Stadt New York sind die Kühllaster vor den Krankenhäusern im letzten März wie vergessen. Die Gasheizter in der Winterkälte für die *ad-hoc*-Terrassen in den Straßen vor den Restaurants bis vor Kurzem noch: wie ausgelöscht. Die Kühltische der Bars wieder voll. Etwas Kaltes bleibt in dieser Aufwärmung des sozialen Klimas. Am Namen des Virus haftet das Vergessen des Todes.

So wie es schwierig ist, fast unmöglich, das radikal Partikulare eines Subjekts zu schreiben, die Abbruchkanten des Allgemeinen und Singulären – auch wenn die Psychoanalyse sich genau darum bemüht – so ist es auch schwierig, fast unmöglich, in der Pandemie das Subjekt zu bestimmen. Wer oder was spricht überhaupt zwischen der Wahrscheinlichkeitsberechnung des statistischen Allgemeinen und der eigenen Angst, die oft keine andere Form als Hass und Ressentiment annimmt: Spricht es da überhaupt?

Wenn hier eine Analogiebildung zwischen psychoanalytischer Erfahrung und biologisch, populationsdynamisch, epidemiologisch beschreibbaren Zusammenhängen möglich wäre, dann müsste sie im Bereich der Massenpsychologie liegen. Wäre von hier aus eine Übertragung in den Bereich der pandemischen Ausbreitung möglich? Selbst ein dynamisches Geschehen, wären die beiden Pole der Analogie nicht entwicklungstheoretisch zu verstehen. Auch das berühmte, analogische Schema der ontogenetischen Wiederholung der Phylogenese, Haeckels biogenetische Grundregel, die in der Psychoanalyse bioanalytische Karriere machte, verfinge nicht. Auch kommt man allein mit der Grundregel der Analyse: Sprechen – *irgendwas*, nicht weiter. Das Sprechwesen begegnet einem »Literalgeist«.

SOS. Save our Souls.
SOS. Save our Seeds.¹

»Mais nous, nous autres analystes,
nous nous réduisons à la question de
la subjectivation.«²

Diesseits der Subjektivierung sieht die Lage so aus:

I. Von der gesamten Landfläche der Erde, deren Besiedlung nach bioanalytischer Sage von einer bestimmten Gattung Landbewohner als katastrophale Austrocknung erinnert wird, nutzt diese Gattung 70 % landwirtschaftlich: 12 % Ackerland, 37 % Weide, 22 % bewirtschafteter Wald. Die restlichen 30 % der Landfläche sind zu 9 % intakter oder primärer Wald, zu 7 % *unforested ecosystems*, zu 12 % felsiges oder ödes Land. Dazu kommen versiegelte Flächen: Städte, Straßen, Infrastruktur, also »künstliche Oberflächen verschiedener Art«, die 2006 bereits 2,6 % der europäischen Landmasse bedeckten, die Flächen für den Tagebau nicht eingerechnet.³

II. Auf den 70 % + x der genutzten Landfläche hat sich die Landschaft tiefgreifend verändert: Das *encroachment* menschlicher Aktivitäten macht die Landschaft homogener, fragmentiert Habitate, bringt neue Ökosysteme hervor, räumt die Landschaft aus. Ergebnis: Die Biodiversität sinkt drastisch. Sodass im Jahr 2017 eine kaum vorbereitete städtische Öffentlichkeit die schockartige Erkenntnis traf, dass sich auf dem Land, aus der Landschaft die Insekten, Phylum der Arthropoda, zurückziehen. In dieser Landschaft verändert sich die Art, wie sich Tiere, Haustiere, Menschen alias Leute begegnen, im Jargon: *wildlife livestock people*. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie sich begegnen, und die Art, wie sie sich begegnen, spricht: die *contact patterns* haben sich grundlegend verändert. Mathematisch – also *in silico*, wie die Biologen sagen (im Unterschied zu *in vivo* und *in vitro*) – wird das nur durch radikale Formalisierung der Landschaft simulierbar. Sie besteht in einigen

Simulationen aus drei Variablen: *core* und *matrix* und *edge*. *Core* ist die Landschaft, in die sich der Mensch noch nicht eingefressen hat; *matrix* ist die Landschaft, die der Mensch verändert hat (durch *land use conversion*); *edge* sind die Zonen, an denen *core* und *matrix* aneinander stoßen.⁴

III. Veränderte Kontaktmuster in der Landschaft – *When species meet* (Haraway) – setzen neue Lebensbedingungen für Tiere und Menschen. Und damit auch für die Ausbreitung von *communicable diseases*. 30 % dieses Krankheitstyps sind aus dem gegenseitigen Kontakt von *wildlife livestock people* entstanden, in sogenannten *Zoonosen*. Die 6, in Worten: sechs, Pandemien der letzten hundert Jahre seit der Spanischen Grippe 1918 sind sämtlich zoonotischen Ursprungs, »caused by microbes of animal origin«. ⁵ Anthropozän, das ist: »increased frequency of wildlife-livestock-human interaction«. Die wissenschaftliche Debatte über die Modellierbarkeit von Landschaftsveränderung und steigendem Risiko von *communicable diseases* referiert der *Global Assessment Report on Biodiversity* des Weltbiodiversitätsrats vom Mai 2019, ohne sie entscheiden zu können. Denn die Wissenschaft davon ist widersprüchlich. Steigt nun oder fällt die Wahrscheinlichkeit von *communicable diseases*, wenn die Biodiversität schwindet? Es gibt zwei Varianten: den *dilution effect* oder den *amplification effect*. In einem virtuellen *platform workshop* Ende Juli 2020 hat sich die Meinung (*certainty level 2*) des IPBES in Richtung *dilution effect* befestigt: Wenn es viele verschiedene Arten von Lebewesen gibt, dann gibt es auch viele nicht übertragende Arten und die sind ein Puffer.⁶

IV. Die Anzahl verschiedener Viren in Säugetieren und Wasservögeln wird auf 1,7 Millionen geschätzt, 631 000 bis 827 000 können den Menschen, das Ferenczische Landtier, infizieren, weniger als 2 000 sind katalogisiert, das ist: 0,1 %. Dieser unbekannte Untergrund unseres Daseins regelte sich bislang von selbst, durch »natürliche Interaktion« von *Viren Bakterien Protozoa Pilzen* mit *wildlife livestock people*. Erst veränderte Landschaften unterbrechen diese untergründige Interaktion und damit den *spill-over*. So argumentierten 2018 etwa Faust e. a.: *Pathogen spillover during land conversion*.⁷ Christina L. Faust, Princeton, ist eine Frau.

Wenn also die Maße und Maßnahmen gebende Rede Anfang 2021 über Kontakte, Kontaktverhalten, Kontaktbeschränkungen spricht, dann sehen wir diesen Hintergrund zunächst nicht: die Sphäre, in der sich *Viren Bakterien Protozoa Pilze* zusammen mit den Vielzellern aus *wildlife livestock people* immer schon bewegen. Diese Sphäre setzt das epistemologische Dispositiv. Es geht uns jetzt täglich an: Dichte und Frequenz von Begegnungen alias Kontakten von uns, den Leuten, stehen auf dem Hintergrund von Populationsdynamiken aus Biologie und Ökologie in Landschaften. »It is the disruption of landscape ecology that drives changes in pathogen transmission dynamics and leads to disease emergence across landscapes.«⁸ Aus der Landschaft kommt Corona auf das Subjekt zu. Wo artikulieren sich die Systeme, in denen das Subjekt, das Landtier, auf die Landschaft zukommt?

Virale Sklavenmoral

Viren sind sehr schlecht behandelt worden, so scheint es. Schon vor zehn Jahren beklagten die Biologen Nasir, Kim, Caetano-Anollés, dass Viren bisher meist von phylogenetischen Studien ausgeschlossen waren.⁹ 2012 versuchten sie in einer Arbeit, die sowohl eine Zusammenschau verschiedener Ansichten über die Rolle der Viren in der frühen Evolution des Lebendigen ist als auch ein eigenes evolutionstheoretisches Modell für Viren vorstellt, eine Art Rehabilitierung der Viren.

Man habe ihnen vor allem aufgrund ihrer geringen Größe und ihres Parasitismus, des Fehlens eines eigenen Stoffwechsels und mangels ihrer Fähigkeit zur Selbst-Replizierung nie den Status des Lebendigen zubilligen wollen. Kleinwüchsige Schmarotzer seien sie, die weder in Ernährung und Exkretion noch sexuell auf eigenen Füßen stehen. Sie können noch nicht einmal den »possielichen Kerlchen« das Wasser reichen, die als Protozoen unterm Mikroskop naturkundliche oder -unkundliche Beobachter von Ehrenberg bis Wilhelm Reich in Verzücken versetzten. Viren würden, so insinuierten die Autoren, wie der letzte makromolekulare Dreck behandelt, ausgeschlossen sowohl vom Baum des Lebens als auch der wissenschaftlichen Erkenntnis.

Als wollten sie sich zum Sprachrohr einer viralen Sklavenmoral machen, reklamieren sie für die Viren jetzt nicht nur den epistemologischen Status einer eigenen Domäne im Anfang des Lebendigen. In ihrer Darstellung lässt sich eine Doppelung bemerken. Die wissenschaftliche Verbannung der Viren aus dem Reich der Lebensformen im Lauf der Wissensgeschichte erscheint wie die Wiederholung dessen, was man als die eigene Selbstverbannung der Viren im Lauf der Phylogenese bezeichnen könnte. Unentwegt strebten sie eine trickreiche Rückkehr zu den Lebensformen an, als »Radikalparasiten« und Pathogene. Ihre späte wissenschaftliche Eingliederung ins Biologische, ihre schließliche Anerkennung als Lebewesen sind davon ein Echo.

Das evolutionstheoretische Modell der drei Autoren entwirft ein Bild, nach dem die Viren sehr wohl dabei waren in den Anfängen des Lebens, sie tummelten sich unter den Fastformen des Lebens. Dann aber mussten sie den Weg radikaler Reduktion gehen, um ihre evolutionäre Nische zu finden. Groß waren die Entbehrungen an genetischem Material, die die Viren auf sich nahmen und zum Verlust dessen führten, was sie nie besaßen, die anderen aber immer mehr bekommen sollten: membranöse Selbstständigkeit. Mit ihr geht Stoffwechsel und reproduktionsfähige Umschrift von Nukleinsäure-Codes in Aminosäure-Proteine einher. Aber ursprünglich waren die Viren Teil protozellulärer Einheiten – vor der Aufteilung in die drei Zellformen: Eukaryonten, Bakterien, Archaeen, die den Baum des Lebens bewurzeln. Die Viren müssten, um Gerechtigkeit walten zu lassen, die vierte Wurzel bilden. Sie hätten protozelluläres Leben in Form des obligaten Parasitismus fortgesetzt, gezwungen schließlich zur Ausbildung von Mitteln, um in andere, membranöse Zellen einzudringen (mittels *spike*, Scheide, Grundplatte der Bakteriophagen etwa).

Mit seinem, wie oft im biologischen Schrifttum, das Infantile streifenden Stil¹⁰ zeugt Arshan Nasirs (Illinois), Kyong Mo Kims (Dejeon, Korea), Gustavo Caetano-Anollés' (Illinois) wissenschaftliche Arbeit auf ihre Weise von einem Zwischenreich – dem Unheimlichen der Biologie. Und wie viel kindlicher Sadismus steckt im Labor und in den Bibliotheken, die sich um die Manipulation und das In-den-Griff-Kriegen-Wollen dort bauen?

Oder ein Ding der Nachträglichkeit?

Den Viren als Gegenstand geht's etwas besser, seit sie größer geworden sind. Die Entdeckung der »Megaviren« vor gut einem Jahrzehnt – Viren größer als die meisten Bakterien und manche sogar mit dem »bloßen Auge« sichtbar – hat dem wissenschaftlich-spekulativen Gespräch, ob Viren Lebewesen seien oder nicht, einen neuen Dreh gegeben. *Size does matter*. So scheint's. Aber in einer Zeitlichkeit, die in Hunderten Millionen Jahren gerechnet wird, wo es um die Ursprünge des Lebens geht, da machen im Wissen schon zehn Jahre einen Unterschied. Nur welchen? Von welchem Maß?

Bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts ist die Biologie – und auch die Bioanalyse Ferenczis – organismozentrisch. Mit dem Organismus als Zentrum und Modell des Denkens gilt als lebend nur, was eine geschlossene Form hat, und sich selbst abschließend diese Form zu geben vermag. Topologisch gesehen ist ein solcher Organismus stets entweder eine Kugel – wie das Bläschen, die Amöbe, mit ihrem proteisch variablen Umriss das sichtbar vorspielt; oder der Organismus hat die Form eines Torus wie der Erdwurm, dem Darwin seine letzte Publikation widmete und durch dessen Innen das Außen der Welt hindurchgeht, wenn er sich, sie sich einverleibend und sie ausscheidend, durch sie bewegt. Mit Rändern genießen diese Formen ihr Leben und den wissenschaftlichen Status einer Lebensform. Die Molekularbiologie – seit Entdeckung der DNA – kommt ohne diese Ränder aus. Ein Begriff des Lebens, der einzig an der Fähigkeit zur Autopoiesis von Abgeschlossenheit und Grenze als Sein des Organismus hängt, scheint spätestens mit dieser Pandemie obsolet und bedarf der Ergänzung.

Michel Serres hat schon vor fast fünf Jahrzehnten dazu eingeladen, den Parasiten zum Paradigma zu machen. Was nicht auch schmarotzt, lebt nicht. Denn was schmarotzt, isst nicht nur mit, sondern bestimmt das Lebendige überhaupt. Selbständigkeit ist Teil einer Matrix, die erst durch das Unselbständige zustande kommt.

Das Genießen des Parasiten; die Nachträglichkeit im Denken des Unselbständigen des Lebendigen; die Unmöglichkeit, dies zu berechnen: alles Einladungen, in dieser eigentümlichen Matrix

zu lesen. Wie auch Lacans Analyse, dass der Mensch glaubt, seinen Körper *zu haben*, ihn mit sich trägt wie einen zugeschnürten Sack oder ihn betrachtet und behandelt wie einen Schlauch mit zwei Öffnungen.

Virenplatonismus

Coronaviren stecken wie viele Viren und Virionen in einer Hülle, deren Gestalt den strengen Gesetzen platonischer Körper folgt. Coronaviridae stecken in einem Ikosaeder. Viren haben keine Membranen und keinen eigenen Stoffwechsel, sie sind ein *Strang* oder *String* oder *Vektor* von Informationen mit irgendwas Platonischem drum rum. Das Drama von Stoffwechsel und Sex, Fressen und Sichfinden, fällt aus. Weltlos sind sie.

Jacques Monod, der berühmteste jener Nobelpreis-Trias, mit der die französische Wissenschaft Anfang der 1960er wieder auf die Weltbühne tritt, hatte im August 1968 in einem Vortrag »On Symmetry and Function in Biological Systems« von den Viren auf den Platonismus der modernen Wissenschaft als ganzer geschlossen:

»The discovery of the dodecahedron and icosahedron (apparently made around 600 B.C., in one of the Greek colonies of southern Italy) is considered by Herman Weyl as one of the greatest and most beautiful in the whole history of mathematics. The viruses apparently made this discovery much earlier. If we were to follow Plato, we would consider such perfect figures as endowed with more significance and ›reality‹ than any actual object. Very often indeed, a scientist cannot help feeling a much closer affinity to Plato, the radical idealist, than to some of the supposedly ›realist‹ or ›materialist‹ thinkers. A beautiful model or theory may not be right; but an ugly one must be wrong.«¹¹

Vielleicht stimmt es ja, dass die Wissenschaft platonisch ist oder sein will: die Lüge der Modernen (Latour). Aber stünde sie dann jetzt im geheimen Bunde mit den platonischen Viren, diese moderne Wissenschaft? Wäre es also nur gerecht, wenn die

Menschheit, dieses informationstechnologische Fanatikum der Erdgeschichte, durch ihre nächsten Verwandten, die Viren, heimgesucht wird?

Virenkultur

Eine Pandemie alias Seuche, ihr biologischer Ursprung und ihre sozialen Folgen in Infrastruktur, Mobilität, Kontakt, Näheverhältnis, lässt zunächst die Definition dessen aufscheinen, was Freud »Kultur« genannt hat: Die Pandemie verflucht Schutz vor der Natur und Regelung des Miteinander.

Damit verstärkt sie die Bedeutung dessen, was Freud »Identifizierung« nannte und Ferenczi »Introjektion«. Mit ihnen beginnt, psychoanalytisch gesehen, jedes Mit-Ein-Ander. Und jetzt: das Miteinander der Injektion?

Das Virus: Metapher und Metonymie des Unbehagens in der Kultur. Und seine Einschreibeformen?

Atemsphäre Atmosphäre

Wenn nicht das Virus selbst, so ist doch die Pandemie kulturell produziert. Das spezielle Miteinander der Leute, »Mitsein« (Heidegger) unter hochkapitalistischen Bedingungen: Das ist die vermeintliche »Natur« des Virus. So produzieren die Wege und Anordnungen gemeinsamer Atmung in einer gleichen Atemsphäre jene Lebenswelt, in der das biologische Virus überhaupt erst zum pandemischen werden kann.

Epochen der Pandemie

Bioanalyse 2021 ist ein Diskurs aus der pandemischen Epoche. Mit dem Virus hat sich in der Technosphäre die Biosphäre zurückgemeldet. Aber treffen Signifikantenketten, Geschlechterdifferenzen, die Ereignisse der »Sprechpraxis«, treffen Übertragungen und Metaphern, in denen sich die Schicksale des Subjekts artikulieren – treffen sie die epistemologischen Dispositive der Pandemie? »Die Welt drängt die EU in Richtung einer Politik, in der sie auf Ereignisse und Wissen reagieren muss.«¹² Aber welches

Wissen? Die Epoche der Pandemie ist schon im kurzen Zeitabschnitt 2020–2021 von einer Rhythmik epistemologischer Grundereignisse skandiert. Sie suchen uns heim. Mitunter jagen sie sich, atemlos.

I. Der Anfang kommt von weit her, von draußen. Der oder das Virus steht im *Dispositiv der Zoonosen*.¹³ Als in Paris, Mai 2019, der Weltbiodiversitätsrat seinen Aufsehen erregenden *Global Assessment Report on Biodiversity* veröffentlicht, ist er noch eher am Rande erwähnt: der Zusammenhang zwischen dem Schwund der Biodiversität und dem Ansteigen von *communicable diseases*.¹⁴ Im Juli 2020 findet ein eigener, virtueller Workshop über *Biodiversity and Pandemics* statt. Am Anfang steht dabei nicht so sehr die Lage des Subjekts, sondern die Frage: *Und wenn wir gehen und schaun, draußen das lebende Feld* (Hölderlin: Heimkunft) – wie sieht es da draußen aus?

II. Zoonosen gehören dem *Dispositiv der Populationsdynamik* an. Dieses der Biologie entstammende Wissen über Kontaktfrequenzen und Mobilitäten wendet sich in diesen Tagen zurück auf sprachlich verfasste Gesellschaften. »Der Physiker Dirk Brockmann, der für das RKI Bewegungsdaten auswertet und modelliert, sagte, dass man anhand der Mobilitätsdaten sehe, dass viele Leute noch immer sehr mobil seien.«¹⁵ Interessant ist vor allem die Existenz von Herrn Brockmann und der »Mobilitätsdaten«, von denen jetzt alles abhängt. Das Wissensdispositiv dieser Daten schreibt sich von Vögeln, Bakterien, Wölfen her. Unablässig werden in der Bio- und Technosphäre Begegnungsdaten erhoben, modelliert, simuliert. Thorsten Lehr, Pharmazeut und Mitkonstrukteur des »Covid-19 Simulators«, kritisiert: »Ich halte eine Öffnung der Schulen bei einer solch hohen Inzidenz für unverantwortlich gegenüber der zum jetzigen Zeitpunkt ungeimpften Kinder- und Elternpopulation.«¹⁶ Botschaft des Virus: Machttechnisch und machtanalytisch sind Subjekte vor allem als Teil von Populationen interessant.

III. Im *Dispositiv der Impfung* greift die unterbrochene technische Logik des Kapitalismus wieder: Fabrikation, Verteilung, Konkurrenz, Patente, Logistik, Finanzströme. Massenproduktion von

Behältern zur Kühlung auf minus 70°, Umrüstung von Industrien, Lieferketten, Engpässe, Handelsschranken, Bestechung. Impfen folgt der Logik des technisch Machbaren, des in Noosphäre, Technosphäre, Semiosphäre, Infosphäre Machbaren, des »Machsamen« (Heidegger). Das Wissen als *ta pragmata* der Ingenieure, Logistiker, Fabrikanten, Technokraten greift wieder. Hatte nicht eben eine Bedrohung an den Sozialitäten angesetzt? Dort, wo die Leute sich draußen oder drinnen treffen (die Infosphäre kennt kein Draußen und kein Drinnen) und zusammen »sich verhalten«? Waren nicht eben unwägbare schwarze Engel aus der *Bio*-Sphäre gekommen und hatten die Logik der Machsamkeit unterlaufen? Sie setzt sich selbst wieder ein und am Ende steht: »Die WHO fürchtet, dass die Welt in zwei Impfblöcke zerfallen könnte. Auf der einen Seite eine kleine Elite aus Ländern, die ihre Bevölkerung zu großen Teilen immunisieren. Diese Staaten könnten ihre Wirtschaft ankurbeln, Theater und Schulen öffnen, der internationale Tourismus käme womöglich in Gang, weil diese Regierungen untereinander Reisekorridore vereinbaren könnten. / Auf der anderen Seite stünden große Teile Lateinamerikas, Afrikas und Asiens, wo die Mehrheit der Menschheit lebt und wo die Pandemie weiter wüten würde.«¹⁷ Der Westen also immunisiert sich.

IV. Doch das technische Dispositiv der Impfung greift so direkt in die Biosphäre ein, dass es auf sein anderes stößt. Virusvarianten, adressiert nach Kontinenten oder Zahlen, 1.1.3, reagieren auf Impfung durch veränderte Mutationsraten. Aus der Perspektive des Virus und vom *Dispositiv der Evolution* aus ist Impfung *Selektionsdruck*. »Wenn der Selektionsdruck durch die Impfung zunimmt, hätte sie [die Variante B.1.351] erst mal einen Vorteil, einfach weil sie schon da ist.«¹⁸ Evolution unterläuft die Machsamkeit?

V. Die biologische Sphäre der Immunisierung durch Impfung, also durch Gentechnik und RNA, gehört auch ins *Dispositiv der Auto-Immunität*. Der Dreh- und Angelpunkt sind jetzt *B-Zellen*- und *T-Zellen-Rezeptoren*. »Dabei müssen sie, und das ist ein ganz entscheidender Aspekt ihrer Funktion, ›Selbst‹ und ›Fremd‹ auseinanderhalten können. Die normalen Proteine und Zellen des

eigenen Körpers dürfen niemals angegriffen werden, Fremdes dagegen ist vollständig zu vernichten. Die Fähigkeit des Immunsystems, das ›Selbst‹ unbehelligt zu lassen, heißt Toleranz (oder genauer, Selbst- und Eigentoleranz).«¹⁹ Davon hängt nun also alles ab?

Somatisches Entgegenkommen

»Rezeptor«: Dieser Name, der bestimmten Makromolekülen gegeben wurde, ist nun bekannter. Als Name verweist er, innerhalb des biologischen Denkens, auf ein Element von »Zweckmäßigkeit«. Es ist schwierig, vielleicht unmöglich – Kant hat das so entworfen – im Denken der »Natur« auf die Dimension des »um-zu« zu verzichten. Die seit langem schon medizinisch orientierte Biologie stellt das vor Augen – und meist bar jedes philosophischen Umwegs, welcher Kants Kritik der »teleologischen Urteilstkraft« gleichkäme. Man könnte naiv fragen: Wenn wir die verschiedenen Großmoleküle aus Zuckern und Proteinen, mit denen sich die so genannten *spikes* des SARS-CoV-2 Virus verbinden, bevor sie in eine Zelle eindringen, »Rezeptoren« nennen – legen wir dann nahe, dass es da eine Wahlverwandtschaft gäbe? Diese Moleküle *affinités électives* füreinander aufweisen würden? »Rezeptoren« empfangen *spikes* – »wir« empfangen das Virus als hätten wir es eingeladen? Wusste das Virus von der Einladung, und wie lange schon? Natürlich sind solche Fragen absurd. Absurd ist aber etwas am Wissen überhaupt, am biologischen zumal. Wenig ist bekannt, erforscht von diesen Großmolekülen, die durch Zellmembranen reichen und, wie alle Moleküle, die Bindung und Lösung anderer und mit anderen erlauben oder verhindern; das Wissen, das an diesen Komplexen hängt, ist noch nicht einmal die Spitze eines Eisbergs.

Die Frage, »warum« es diese Proteine auf Zellen gibt, ist so lange absurd – und von »ernsthaften« Wissenschaftlern nicht gestellt –, bis eine »Funktion« entdeckt wird, in der Regel auf dem Wege einer Pathologie und der pharmazeutischen Experimente, die mit ihnen verbunden sind. Aber zu sagen, dass der ACE2-Rezeptor eine »wichtige Rolle« in der Kontrolle des Blutdrucks spielt (was vor 20 Jahren entdeckt wurde), ist ähnlich absurd, wie zu behaupten, dass er dem Virus »dazu dient«, in seine

Wirtszelle einzudringen, während wir nicht wissen, warum oder wozu er auf der Oberfläche so vieler Zellen überhaupt exprimiert ist? Der Blutdruckregulierung »dient« er dort nicht; vorübergehend »dient« er dem Virus als Eingangspforte.

Goethe sprach von Wahlverwandtschaften, um chemisches und erotisches Geschehen in gegenseitiger Metaphorisierung einander nahezubringen; Freud sprach vom somatischen Entgegenkommen, um die Einladung des Somatischen zu seiner Konversion in Psychisches zu benennen; wir sprechen von Rezeptoren, vielleicht um uns die Rolle eines Parasiten als Gast plausibler zu machen.

»Wahlverwandtschaften«, »somatisches Entgegenkommen«, »Rezeptoren« – das sind tatsächlich die unterschiedlichsten Bereiche; voneinander abgesetzte Epochen; einander fast fremde Sprachen, die weder vom Selben noch vom Gleichen handeln. Und dennoch können sie miteinander assoziiert werden, sie ziehen sich an. Der »Diskurs«, Halbwissen wie Halbsagen, treibt vielleicht etwas von dem hervor, was im Wissen ungesagt mitgesprochen wird: Wir sind angezogen und eingeladen. Das Virus buchstabiert den Namen eines Wissens und Unwissens, einer Regel und eines Zufalls, einer Bestimmung und Unbestimmtheit zugleich. Elemente der Formel einer Urfantasie?

Es gibt eine blinde, stupende, kaum verstandene Teleologie der Medizin und der medizinisch orientierten biologischen Forschung: das Verschwindenmachen oder Beseitigen, entweder der Krankheit selbst oder einiger Teile von ihr bzw. ihrer Effekte. Das verstehen wir alle, weil wir's uns wünschen, für uns; es erscheint uns zweckmäßig. Je mehr diese Medizin und diese Forschung aber dem ähnelt, mehr noch: sich dem anverwandelt, was vermeintlich nur ihr Gegenstand ist, dem Organischen und seinen Funktionen; je mehr sie selbst als Technik organhaft funktionierende Komplexe aus Makromolekülen herstellt, Impfstoffe etwa, die »Grundbausteine des Lebens« sind, wie die mRNA selbst, desto mehr ist dieser Funktion des Verschwindenmachens und Beseitigens Rechnung zu tragen.

Zunächst muss sie wohl dem »Todestrieb« zugerechnet werden, um vielleicht dessen Namen und seine Begriffe zu erweitern, zu verschieben, zu verrücken, sie noch unheimlicher zu machen.

Immunophilosopheme. Nachbemerkung aus dem Off.

Wäre der Faden des vorstehenden Versuchs auf seiner philosophischen Spule weiter aufzurollen? Stünde das Dispositiv von Rezeptor und Empfangen, Verwandtschaft als Substrukt des Rezeptiven, vielleicht in einer langen Reihe immunologischer Philosopheme, Anordnungen, *agencements*: Kontakt, Domäne, Motiv, Affinität, Andocken, Präsentieren.²⁰ Über allem aber schwebte die Frage, was es heißen soll, dass in der Immunologie Makromoleküle »sich erkennen«? Die Biologie spricht seit langen – nicht erst molekularen – Zeiten von Schlüssel-und-Schloss (etwa bei den komplizierten weiblichen und männlichen Geschlechtsorganen der Insekten einer und der gleichen Art, an denen sich Vladimir Nabokov die Augen verdorben hat). Aber »erkennt« der Schlüssel das Schloss und umgekehrt? —

Vater, Tod und Virus, Virale Sklavenmoral, Oder ein Ding der
Nachträglichkeit?, Viruskultur, Atemsphäre Atmosphäre, Somatisches
Entgegenkommen:

Marcus Coelen

Ökologie oder Subjekt, Epochen der Pandemie, Virenplatonismus,
Immunophilosopheme. Nachbemerkung aus dem Off:

Peter Berz

- 1) <https://www.saveourseeds.org/>
- 2) Lacan, Jacques: *Die Angst (Das Seminar, Buch X)*, übersetzt von Hans-Dieter Gondek, Wien 2010, Turia + Kant, S. 379. – Die Bemerkung fällt nach einem kurzen Exkurs über Abfall- und Exkrementverwertung (inspiriert von Aldous Huxleys Essay »Hyperion to a Satyr«, in: *Adonis and the Alphabet*, 1956) und über »Toiletteseifen für »Mitteleuropa« aus nationalsozialistischen Konzentrationslagern.
- 3) *Le Monde Diplomatique, Der Bodenatlas* 2015, S. 32. – Tagebauflächen, an denen 1913 dem russischen Biogeochemiker Vladimir Ivanovic Vernadskij auf einer Reise nach Kanada klar wurde, dass der Mensch ein geologischer Faktor geworden ist, machen derzeit weltweit 1 % der gesamten Landmasse der Erde aus.
- 4) Vgl. Faust, Christina L., e. a.: »Pathogen spillover during land conversion«, in: *Ecology Letters*, 21. 2018, S. 471–483
- 5) Drei der sechs Pandemien wurden vom Grippevirus verursacht, die anderen heißen: die HIV/AIDS-Pandemie, die SARS-Pandemie und jetzt die COVID-19-Pandemie (IPBES *Workshop on Biodiversity and Pandemics*, 27.–31. Juli 2020, Workshop Report, <https://www.ipbes.net/pandemics>, S. 13)
- 6) Dass in Laos, Myanmar und der südchinesischen Provinz Yunan durch *climate change* und *anthropogenic land use change* Populationsdichte und Artenvielfalt jener Fledermaus- und Schleichkatzen-Gattungen steigen, über die sich Ende 2019 zoonotische Ketten mit dem SARS-CoV2 Virus etablierten, ist nur die andere Seite der Medaille (vgl. Beyer, Robert M., e. a.: »Shifts in global bat diversity suggest a possible role of climate change in the emergence of SARS-CoV-1 and SARS-CoV-2«, in: *Science of the total environment*, 767, 2021: 145413)
- 7) Siehe Endnote 4
- 8) *Workshop on Biodiversity and Pandemics* (siehe Endnote 5), S. 21b
- 9) Nasir, Arshan; Kim, Kyong Mo; Ceatano-Anollés, Gustavo: »Viral evolution. Primordial cellular origins and late adaptation to parasitism.«, in: *Mobile Genetic Elements*, vol. 2, iss. 5, 2012, S. 247–252. – Die Arbeit ist etwas willkürlich aus einer Unzahl ähnlicher ausgewählt; kein strenges Verfahren, *jumping geneticist's reading*.
- 10) So glaubte etwa der bekannte tschechische Evolutionstheoretiker Jaroslav Flegr auf einer in Berlin zum Darwinjahr stattfindenden Konferenz seinen kulturwissenschaftlichen Zuhörern die neuesten postneodarwinistischen Erkenntnisse der Evolutionstheorie an mitgebrachten Quietschenten aus der Badewanne darstellen zu müssen.
- 11) Monod, Jacques: »Symmetry and Function in Biological Systems at the Molecular Level«, in: *11th Nobel Symposium in Stockholm* (Södergarn, Lidingö), 26.–29. August 1968, S. 23

- 12) Luuk van Middelaar im Spiegel-Gespräch: *DER SPIEGEL* 17, 21. 4. 2021, »Man braucht einen Schock«. Middelaar ist Autor des Buchs *Das europäische Pandämonium – Was die Pandemie über den Zustand der EU enthüllt* (April 2021).
- 13) Siehe oben S. 124 (»Ökologie oder Subjekt«) und Endnote 5
- 14) *The Global Assessment Report on Biodiversity and Ecosystem Services*, ipbes-7, Mai 2019 (Draft), Chapter 3: 3.2.2.2, Sustainable Development Goal 3: *Good Health and Well-being*, Target 3.3: *End the epidemics*, S. 115–116
- 15) *DER SPIEGEL* 14. 1. 2021 (Nachrichtenarchiv, digital): »Corona-Briefing: RKI fordert schärferen Lockdown«
- 16) *DER SPIEGEL* 16, 16. 4. 2021, »Bundesnotbremse«
- 17) *DER SPIEGEL* 5, 1. 2. 2021: »Der Geiz des Westens könnte sich rächen«
- 18) Jörg Timm, Direktor Institut für Virologie Uniklinikum Düsseldorf, in: *DER SPIEGEL* 17, 24. 4. 2021, »Virus auf der Flucht«, S. 105
- 19) Lewin, Benjamin: *Molekularbiologie der Gene* (engl. 1997), Heidelberg, Berlin 1998, Spektrum, S. 798 (Hervorhebungen im Original)
- 20) *Makrophagen*, Zellen des Immunsystems, die Antigene alias Rezeptoren in sich aufnehmen, *endocytieren*, belieben, diese Rezeptoren »dann an ihrer Oberfläche den Lymphocyten zur Erkennung zu präsentieren« (Wehner, Rüdiger und Gehring, Walter: *Zoologie, Thiemes Taschenlehrbuch Biologie*, 23. Auflage, Stuttgart, New York 1995, Thieme, S. 310). Es gibt auch Proteine, die »diese Präsentation aufgabe wahrnehmen«: Proteine aus dem *major histocompatibility complex*, MHC (Lewin, *Molekularbiologie der Gene*, S. 798).

»Wir sind ein Familienbetrieb«, sagt Johann Westermeier. »Die Kartoffel wird hier mit Herz und Liebe produziert.« Er nimmt die Mutterknolle, die mit dem kleinen, weißen Trieb, wieder aus der Hand seines Vaters, legt sie vorsichtig zurück auf den Acker und bedeckt sie mit der feuchten, dunklen Erde. Vater Westermeier seufzt. »All der Aufwand, der Technikeinsatz, das Kapital und die Arbeit, die da drinstecken. Und niemand weiß, ob die Kartoffeln, die wir gelegt haben, je Abnehmer finden.«

(»Ackerbau und Hoffnung«, von Kathrin Werner, in: *Süddeutsche Zeitung* vom 15./16. Mai 2021, S. 23)

In unseren gestreuten Blicken und diversen Lektüren während der Vorbereitung zu dieser Ausgabe sind wir u. a. in dem schönen Buch *Metapher und Experiment* von Christina Brandt, das den Weg von der »Virusforschung zum genetischen Code« abschreitet, auf das Zitat eines gewissen Arthur Neuberg gestoßen, das uns gefiel und die Nummer zur Bioanalyse gut zu ergänzen schien. Insbesondere der Titel schien viel zu versprechen:

»Die sprachliche Behandlung des Wortes Virus.«

Der Text hielt manches und Christina Brandt zitiert den folgenden Auszug daraus:

Um einer unschönen Sitte vorzubeugen, die sich hie und da eingestellt hat, sei auf die Herkunft des Wortes Virus aufmerksam gemacht. Es gehört zu den drei altlateinischen Wörtern auf -us, die nach der 2. Deklination gehen und trotzdem Neutra sind: virus, vulgus, pelagus. [...]. Alle drei Wörter bezeichnen etwas Unpersönliches, Unindividuelles. [...] So bedeutet auch virus etwas Undefinierbares, etwas Unbehagliches, etwa das Schleimige, das Zerfließende, das Giftige. [...] Man kann von dem Worte Virus nicht einen lateinischen Plural bilden. *Vira* ist Unsinn [...]. Am besten wäre es, wie es meist auch richtig geschieht, zu sagen: *Die Virusarten*. Wenn aber eine kurze Pluralform unentbehrlich ist, so kann man eine deutsche Endung bilden, wie Typen von Typus, oder Organismen von Organismus, also: *Die Viren*.

Es folgten, zwei, drei Schritte – und darin Straucheln, Stolpern, Schliddern – und bald ein Schrecken.

Zunächst konsultierten wir die angegebene Quelle wegen des vollständigen Texts ohne Auslassungen in: *Die Naturwissenschaften* 47/48, (1940) S. 751 f., in der Rubrik »Originalmitteilungen«. Die Auslassungen konnten wir nun ergänzen:

Um einer unschönen Sitte vorzubeugen, die sich hie und da eingestellt hat, sei auf die Herkunft des Wortes Virus aufmerksam gemacht. Es gehört zu den drei altlateinischen Wörtern auf -us, die nach der 2. Deklination gehen und trotzdem Neutra sind: virus, vulgus, pelagus. [Also virus, viri, neutrum]. Alle drei Wörter bezeichnen etwas Unpersönliches, Unindividuelles. [Vulgus die »Menge«, im Sinne des Pöbels (daher: odi pro- fanum vulgus et arceo!). Pelagus »die See« als das Grenzenlose, nicht ein einzelnes Meer. Wenn der Römer von einzelnen Meeren oder Völkern sprechen wollte, sagte er mare oder populus (oder gens oder natio).] So bedeutet auch virus etwas undefinierbares, etwas unbehagliches, etwa das Schleimige, das Zerfließende, das Giftige. [Von solchen generellen Begriffen gibt es keine Mehrheitsform, wie auch wir Deutschen sie nicht von Begriffen bilden wie »das Leben« oder »das Elend« oder »das Zeug«. In der medizinischen Wissenschaft bedeutet das Wort Virus ursprünglich so viel wie Ansteckungsstoff oder Krankheitsgift überhaupt. R. KOCH sprach von »Tuberkelvirus«, ehe er den Bazillus fand. Als man für viele Krankheiten die Erregerbakterien fand, schieden diese aus der Bezeichnung Virus aus; sie blieb vorbehalten den Krankheitsstoffen, die unterhalb der organismischen Bakterien stehen und nicht eigenlebig in Reinkultur gezüchtet werden können, also nur im befallenen Gewebe fortleben, in dem sie ihre zerstörende Arbeit tun. Ob es sich um organische Kleinlebewesen oder um einheitliche chemische Stoffe handelt, steht noch dahin. Für das letztere könnte ihre Kristallinität sprechen.]

Man kann von dem Worte Virus nicht einen lateinischen Plural bilden. *Vira* ist Unsinn [, so wie vulga oder pelaga es wäre]. Am besten wäre es, wie es meist auch richtig geschieht, zu sagen: *Die Virusarten*. Wenn aber eine kurze Pluralform

unentbehrlich ist, so kann man eine deutsche Endung bilden, wie Typen von Typus, oder Organismen von Organismus, also: *Die Viren*.

Unterschrieben war der Text mit:

»Dresden-Bühlau, Memelstr. 7, den 30. Oktober 1940. Neuberg.«

Die Elemente, die uns zunächst interessant erschienen, waren natürlich diejenigen der eigenartigen Doppelung, durch die das »Wort« Virus einer »sprachlichen Behandlung« unterzogen wurde. Anklänge an vieles, das seit Monaten hier und da gelesen oder wiedergelesen, entdeckt oder nochmals zitiert wurde, schienen eine Wolke um das Wort Virus zu bilden: Lacans Wendung vom Signifikanten als Virus eines Sinthomes am Ende eines Kongresses zur »transmission«¹, William S. Burroughs' virale Sprachentstehungstheorie aus *Electronic Revolution* und »The word is now a virus« aus *The Ticket that Exploded*; oder die Spekulation eines Autors wie Terence Deacon, der in *The Symbolic Species* Sprachelemente und Viren als biologisch homolog deutet: Bruchstücke von Information, ausgetauscht von Organismen. Eine Idee, die ja nicht ohne Anklang an die Rede vom genetischen Code etc. ist. Das Wort Virus als *messengerRNA* zur Umschrift in unsere, mehr oder weniger phantasmatischen, mehr oder weniger der Rede abgelauchten Konstruktionen eines Geschehens. Bildungen, die nicht nur »Metapher und Experiment« nebeneinandersetzen, sondern auch selbst Experimente der Metaphern und Metonymien in und an Subjekten zu sein scheinen.

Lacans serielles, metonymisches Verständnis des Sprachlichen gibt Formeln dieser Experimente: wo das, was man »Referenz« nennt, nicht als Relation eines sprachlichen Elements zu einer Sache draußen auftritt, sondern wo eher das Verketteten des Sprachlichen ein Ding, ein Objekt als das erscheinen lässt, was nicht direkt in Erscheinung tritt, was umrissen, umzirkelt wird, jedoch herausfällt aus der sprachlichen Behandlung durch die Wörter, aus der wörtlichen Behandlung der Sprache. Wobei Sprache selbst nur so ein Wort wird, das das Symbolische, mit dem es zu ver-

handeln sucht, selbst zu behandeln versucht; und das Symbolische auch so ein Wort, so ein Sprachliches, das mit anderem Symbolischen herummacht, um irgendwie ein Ding zu erfassen, als sei es ein Objekt.

Weniges macht uns diese Schwierigkeiten im Sprechen und im Umgang mit dem Unbekannten derzeit so deutlich wie das Wort *Virus* – und bringt uns zugleich zum Sprechen, zum ständigen Weiterreden über *das Virus* genannte Ding, das mit dem symbolischen Gebrauch der viralen Worte so infiziert ist, ja sogar diese selbst reinfiziert, in- und kontrakorporiert, dass einem der Kopf schwirrt: Wer vermag den Virus noch auszumachen bei all dem Symbolischen, das es nicht ist? Und das es natürlich auch ist. Als würde das Reden die vom unheimlichen Gast, vom ungebetenen Eindringling ausgehende Gefahr zum Verschwinden bringen können. Auch Zahlen, Graphen, Diagramme, Regeln, Methoden, Rechnungen und andere symbolische Strategien schaffen keine Abhilfe. Und auch ist die Hoffnung auf abgesetzte Klarheit über das, was »Metapher« und »Metonymie« hier sei, vom Wortvirus infiziert.

Soweit waren wir nur ausgegangen vom Titel, seinem Versprechen. Doch stolperten wir zurück zu Neuberg, denn der hatte es ja unterschrieben und datiert: Wer war denn das, der da schrieb, 1940, in Dresden, in der Memelstraße? Von unseren Aufmerksamkeiten aufs Wort verführt aufs Glatteis der Geschichte. Irgendwie geahnt, aber nicht wirklich gesehen. Drauf-, vorbei- und weggeschaut.

Wir haben allerdings einen Leser beim RISS, der auf besondere Weise liest: Jonathan Schmidt-Dominé recherchierte und schrieb der Redaktion per Email:

Erstmal nur inquisitorisch Basisdaten zu Neuberg herausgesucht, nichts inhaltlich angeschaut und auch noch nicht richtig geschaut, welche der Texte man vllt. online bekommt. Auf jeden Fall ein Reaktionär, für die Zeit um 1940. Ein rassenideologischer Autor, im saloppen Sinn bestimmt ein Nazi (wo er jetzt Mitglied war, weiß ich nicht), bereits im November 1931 eine Predigt beim »Gottesdienst der Nationalsozialisten

in Meissen«. Das Zitat von um 1940, das ich gefunden hab, klingt so, dass er sich zwar erstmal als evangelischer Theologe versteht, der sich akkomodiert oder sich unter gewissem Rechtfertigungsdruck für frühere »Irrtümer« der Kirche sieht, heißt aber nicht, dass er weniger überzeugt war, dass »Menschheit« ein allzu »doktrinärer Allgemeinbegriff« ist und dass Rassen wie die Zweige eines Baumes absterben mögen und dass der Rassen-Günther tolle Sachen schreibt. Interessant wär natürlich, inwiefern er da gegenüber 1911 oder gegenüber 1928 seine biologischen Positionen geändert hat, und wie er dann in den 50ern geschrieben hat.

D. Arthur Neuberg, Pfarrer, Superintendent, Oberkirchenrat
a. D., Geologe (Informationen aus den Normdaten der deutschen Nationalbibliothek, nicht alles geprüft)
Geb. in Dresden, 25. Januar 1866
Gestorben 1961
Leiter der Dresdener Bruckner-Vereinigung

1911 war er beim Keplerbund tätig (im Nachlass findet sich ein »Keplerbundkursus«, weiß nicht, ob das heißt, dass er ihn gegeben hat oder ob das vllt. eine Mitschrift ist), evangelische Organisation gegen Darwin'sche und auch Haeckel'sche Evolutionstheorie.

Werke im Worldcat:

<https://www.worldcat.org/search?q=arthur+neuberg&fq=&dblist=638>

(darunter ist ein Werk geführt L'insurrection armée, das vllt. etwas aus der Reihe tanzt, das ist aber nicht von ihm, sondern eine pseudonyme Veröffentlichung des 1937 im Großen Terror ermordeten Kommunisten Heinz Neumann)

Was anscheinend wirklich von ihm ist: einige Predigten u. ä. aus der Zeit des 1. Weltkriegs (»Gottesbegegnungen im großen Kriege«, »Volkserhaltungsfragen«, »Mobilmachung der Liebe«) und auch vor dem Krieg schon (»Blick in die Arbeiterseele«, dies und das an Kirchenveröffentlichungen, Homiletik, Katechese ...), Dinge mit Regionalbezug aus

den 20ern («Tausend Jahre Meißner Land: Volksfestschrift des Kirchenbezirks«, »Ein Gang durch den Dom zu Meißner«), 1928 »Urentwicklung des Menschen. Tatsachen und Gedanken von D. Arthur Neuberg«, diese »naturwissenschaftliches Weltbild«-Schriften um 1940, teils mehrere Auflagen in kurzer Folge, in den 50ern auch noch weitere Auflagen in der BRD, dann noch 1955 in der Evangelischen Verlagsanstalt in der DDR ein neues Buch: »Entwicklung und Schöpfung«)

Ich übernehme jetzt erstmal nur die Zitate, die schon mal wer anders rausgesucht hat:

»Die Bewegung auf Hochhaltung und Reinhaltung der Rasse bedeutet eine der großen Wendungen im Weltbild der Gegenwart. Das Wort Rasse gehört zu denen, auf welche heute ein kräftiger Akzent gefallen ist. Anstelle eines doktrinären Allgemeinbegriffes ›Menschheit‹, der aus dem Lexikon des liberalen Bürgertums und der französischen Revolution mit ihren ›Menschenrechten‹ (nicht etwa des Christentums) stammte, haben wir heute unterscheiden gelernt. (Fußnote: Wie sehr noch Humboldt darin befangen war, zeigt die Stelle im Kosmos, Bd. 1 über Einheit des Menschengeschlechts und Menschenrassen). Ich möchte als evangelischer Theolog aussprechen, dass wir die neue Bewegung als gesund begrüßen, und daß auch für uns immer die Menschheit nur in Völkern und Rassen vorhanden gewesen ist, die in die natürliche Schöpfungsordnung gehören und die ›Gestalt dieser Welt‹ ausmachen. Unsere deutschen lutherischen Missionen sind längst davon abgekommen, aus dem Neger einen Menschen zu machen und die Menschheit zu egalisieren. ... Wir würden nie sagen, daß alle Menschen kulturell gleichwertig sind. Der Neger, der ein ernster Christ wird, bleibt deshalb, was er ist, rassistisch ein Neger. ... Den Grundgedanken der Rassenbewegung stimmen wir also zu. Diese Grundgedanken sind wohl folgende: 1. Die Rassen ruhen auf biologischer Grundlage. Sie werden nach der Vererbungslehre, die das Erbgut im Keimplasma von Natur gegeben sehen gelernt hat, als Schicksals-

mitgabe für den Einzelnen und das Volksganze verstanden. Rassen sind die Zweige am menschlichen Stammbaum, teils tiefstehende, teils hochstehende. ... Im Wittenberger Museum hängt das Bild einer Kiefer als Symbol für das Bild der Menschheit: oben grüne Zweige, darunter absterbende, unten abgestorbene; so gibt es am Baume der Menschheit noch blühende Rassen, gibt es absterbende wie die Indianer oder Buschmänner oder Aino, und gibt es abgestorbene wie den Neandertaler und den Cro-magnonmenschen.

Rassenpflege ist ein edles Amt. Wir können nur dankbar der Fürsorge des neuen Staates für Volksgesundheit und Rassen-tüchtigkeit zustimmen und seines hohen Verantwortungsgefühls für das Volksganze uns freuen. Mutterschutz und Mutterehre, Geburtenerhebung und Förderung der Familie, Reinheit der Rasse und Ausscheidung fremden Blutes, Kampf gegen Erbgift und Minderwertigkeit, Verhinderung erbkranken Nachwuchses und Beseitigung des liberalistischen Standpunktes, daß jeder und jede ein Recht über den eigenen Körper habe, das sind hohe Dinge.«

[Es folgte eine Liste weiterer digital zugänglicher Quellen, die wir im eRISS zu Verfügung stellen.]

In dem Fundstück einer anderen, der Autorin Christina Brandt, von uns wiedergefunden und in seinen Kontext zurückgestellt, wird *Virus* zu einem Wort mit redundanter Klarheit: schwirrt ab in die Doppelungen von Gebrauch und Sinn. So erfuhren wir also von der Umgebung, in der dieser gekürzt aufgefundene Text entstanden war. War er nach alldem noch zu drucken?

Wir waren peinlich berührt davon, dass uns etwas als Versprechen erschienen war. Was war aufgefallen, ohne aufzufallen? Nicht allein das Datum; nicht allein die Memel im Namen der Straße; nicht allein dieser Ton; nicht allein das Semantische im Klang des »Unbehaglichen«.

Es ist vor allem die Begegnung zwischen dem im Zitat zitierten und dem direkt daneben Ausgelassenen, auf das wir in unserer Rekonstruktion und Herkunftsforschung dieser Stelle auf dem

Weg von *Metapher und Experiment* zu *Die Naturwissenschaften* gestoßen waren, weil es uns *interessiert* hat:

So bedeutet auch *virus* etwas Undefinierbares, etwas Unbehagliches, etwa das Schleimige, das Zerfließende, das Giftige. [Von solchen generellen Begriffen gibt es keine Mehrheitsform, wie auch wir Deutschen sie nicht von Begriffen bilden wie ›das Leben‹ oder ›das Elend‹ oder ›das Zeug‹.]

Neuberg war aufmerksam auf das Sprachliche, Begriffliche seiner Zeit, versessen auf Herkunft, Ursprung und Sinn für diese, sowie verworren und entschieden zugleich in ihren politischen Dimensionen. Neben der möglichen Übersetzung für *virus* durch »das Giftige« steht die Beobachtung über das Wort »das Leben«. Es gebe davon »keine Mehrheitsform«. Aber »die Leben«? Wie? Gibt's die nicht?

Man könnte es etwas genauer sagen: Das Singularetantum »das Leben«, das den Plural ausschließen will, bildet ein Homonym zum Nomen »Leben« als »Leben des ...« oder die »vielen Leben des ...«, den Leben, die den Tod kennen; es bildet außerdem ein Homonym zum Verbum »leben«, das, auch es, Anfang kennt und Ende. Geht man also nicht von der schon gebildeten Sprache und ihren Einheiten aus, *la langue* oder *le langage*, diesen Nachbildungen des Sprechens, sondern vom Sprechen, von dem, was Lacan *lalangue* nannte, dann kann man auch sagen: »Leben« und »Leben« und »leben« sind homophon (Leben, leben) und homonym (das Leben, die Leben des ...). »Leben« klingt gleich »Leben«, nur die grammatisch festgelegten Bildungen der Worte mit »Leben« schließen einander aus. Stabile Worte sollen aufräumen mit den Gleichklängen, den Geräuschen. Auch das Wort *Virus* soll ja aufräumen mit einem Rauschen, unter dem wir »wir« in »Virus« hören.

Aber warum überhaupt solche Zusammenstellungen? Warum überhaupt das Leben zur Erläuterung des *Virus* heranziehen, nicht in biologischer, sondern sprachlicher Hinsicht? Für Neuberg schien diese Konstruktion in jeder Hinsicht naheliegend gewesen zu sein: Weil »wir Deutschen« hier »keine Mehrheitsform [...] bilden«.

Die Mehrheitsformungsfähigkeit und -erlaubnis des Lebens: Es wird einem schwindelig, wenn man drauf gestoßen wird, wie wenig hier das Wort hält, wie viel es enthält, wie an einem Punkt, der keiner ist, sondern sich gänzlich ausbreitet, alles umzuschlagen scheint: Keinen Singular dürften die Plurale bilden. Denn das war doch auch Neubergs Doktrin: Es gebe »Rassen« aber keine »Menschheit« – und dieser »doktrinäre [...] Allgemeinbegriff [...] »Menschheit«, der aus Frankreich stamme – es dürfe ihn nicht geben. Kein Wort die Menschheit.

Wiederum wurde etwas etwas klarer für einen Moment. Einer, verstrickt in den mörderischen Unsinn der brutalen Sinnsetzung seiner Zeit, dem »Weltbild der Gegenwart«, will mit daran herumschreiben: Sprachliche Aufmerksamkeit und Ideologie werden zu einer Einheit.

Wieder schreibt der Leser Jonathan Schmidt-Dominé per Email:

Autor zitiert zustimmend: »Der Arzt soll das Leben erhalten, nie aber darf er es vernichten, auch da nicht, wo es lebensunwert ist.«

Ein Leser kritzelte an den Rand: »törichterweise!«

Der Autor des Buches »Ur-Entwicklung des Menschen« ist Art(h)ur Neuberg, ein reaktionärer protestantischer Pfarrer (Schriften während des 1. Weltkriegs: »Gottesbegegnungen im großen Kriege«, »Mobilmachung der Liebe«), von jung an besonders in der kreationistischen Bekämpfung von Darwinismus, Lamarckismus und Haeckelismus engagiert, 1928 anscheinend noch kein richtiger Nazi, jedenfalls was die Rassenhygiene angeht.

Der Leser ist mit ganz überwiegender Wahrscheinlichkeit Theodor Mollison, Doktorvater von Josef Mengele, Direktor des Anthropologischen Instituts der LMU München, Vorsitzender der Münchner Gesellschaft für Rassenhygiene. Das Buch stammt aus Mollisons persönlichen Besitz und ist von dort ans Anthropologische Institut der Uni Frankfurt und von dort an die Universitätsbibliothek übergegangen. Die Art der herrschaftlich über das Buch verfügenden Anmerkungen wie auch der altertümliche Stil lassen vermuten, dass es sich

nicht um die Handschrift irgendeines gegen die Bibliotheksnutzungsordnung verstoßenden Entleihers handelt (Einwände von Handschriftenexpert_innen?).

Der Untertitel »Tatsachen und Gedanken von D. Artur Neuberg« trifft es ganz gut: Es ist die Präsentation so aller-möglicher zusammengesuchter Äußerungen von Anthropologen, Biologen, Ethnologen, Physikern, die dann irgendwie mit Blick auf ihre weltanschauliche Bedeutung gegeneinander abgewogen werden. Neuberg ist eine Art Vorgänger des Intelligent Design, der in den Quantenphysik und Mendel'schem Mutationismus die Beweise für das fortwährende schöpferische Wirken Gottes sieht – kosmologische Theorien und was er so unter Relativitätstheorie versteht kommen dann noch dazu (in späteren Büchern auch die Urknalltheorie als Beleg für die Schöpfung).

Mollisons Bemerkungen lauten regelmäßig »Quatsch«, »Mumpitz«, »Unsinn« und er hat oft durchaus Recht beim nächsten etwas wirren Beleg, den Neuberg vorbringt. Dann aber auch:

Autor: »Gleichwertigkeit [...] aller Menschen«

Leser: »gibt es nicht«

Neuberg vertritt eine gemeinsame Abstammung der heutigen Menschen aus einem als bereits weitgehend gleichrangig anzusehenden Menschentypus und ist der Rassenhygiene gegenüber kritisch. Die nordische Rasse hat ja gewiss so manche Vorzüge, aber die ein oder anderen Nachteile sind auch dabei und allzu einseitig sollte man das sicher nicht züchten und schon gar nicht auf dem Weg dieser Zucht auch noch moralisch verrohen. Bei Anwendung der Rassenhygiene hätte es den großen Beethoven nie gegeben (das Argument zitiert er wiederum). Doch seine Argumente, wie ein höheres, seelisches Prinzip über die biologische Determination dann immer doch obsiegt, bleiben schal. Wenige Jahre später wird Neuberg Gottesdienste für die NSDAP abhalten und sich dann schließlich um 1940 in seinen weltanschaulichen Schriften auch davon distanzieren, dass die Kirche die Gleichheit der Menschen, die Einheit der Menschheit gepredigt hat, und seine Einsicht in den großen Nutzen der Rassenhygiene zeigen.

Dass diese vermeintliche linguistisch-doktrinäre Einheit, wie sie sich in der Behandlung des Wortes Virus zeigt, in den Wechselfällen der opportunistischen Leben des zugleich doch beharrlich immer Eines zu verfolgen scheinenden Einheitsammlers Artur Neuberg zerfällt, nimmt nicht weiter wunder; die Konkretheit der bibliothekarischen Transmissionsformen, die Reihe der furchtbaren Namen und Nomen – all das erschüttert und sollte zugleich nicht überraschen. Ist nicht diese Geschichte eine uneinheitliche Bildung aus Geschichten die keine Einheiten, immer nur mehr Uneinheitlichkeiten, und doch immer wieder den einen Schrecken enthalten?

Aber warum diese Worte hier machen über diese randständige Behandlung des Wortes Virus, warum dem soviel Raum geben? Gerade deshalb wohl: wegen der Ränder – und vielleicht auch, damit wir beim nächsten Versprechen, es gebe da die »Behandlung eines Wortes« bereits ein wenig eher zusammenzucken?

Der Duden, immerhin irgendwie eine »Autorität« in Sachen Sprachgebrauch, führt an, dass das Wort Virus die beiden Artikel »der« oder »das« – und somit alles, was pronimal und morphologisch damit zusammenhängt – führen könne. Die Sache ist etwas untergegangen, und zu Beginn der Pandemie wurden viele von vielen vielfach darauf aufmerksam gemacht, es müsse ja wohl »*das* Virus« heißen.

Der Virus ist so unheimlich wie das Wort und die Geschichte. Aber: »ist so ... wie« – was sagt das denn? —

1) <https://psybi-berlin.de/wp-content/uploads/2019/10/Lacan-Schlusswort-zum-Kongress-Die-Übermittlung-Übersetzung-RN.pdf>. – Gegen Ende des Vortrags spricht Lacan vom Virus des sinthomes, des Sprechens im Seminar.

»Pas un point dans la nature qui ne souffre ou qui ne jouisse.«

(Denis Diderot)

Am Anfang sagten viele das Virus kenne und respektiere keine Grenzen und betreffe alle. Covid-19 sei demokratisch. Wir haben uns getäuscht.

Ich habe mit WhatsApp auf meinem Telefon einem Mann dabei geholfen, seinen Vater am Beatmungsgerät zu sehen, nachdem es diesem nicht gelungen war, das Zoomsystem auf den Tablets des Krankenhauses zu verstehen. Der Sohn war in Haiti. Man hatte ihm gesagt, sein Vater stünde kurz vor dem »Crash« – ein Wort, das man in Krankenhäusern benutzt, wenn die Lungen versagen. Computercrash, Börsencrash, Autocrash. Und jetzt der Lungencrash.

Der Ton auf meinem Telefon hat nicht funktioniert, allerdings war sein Vater im künstlichen Koma, und so versicherte mir der Mann, es würde ihn nicht stören – er wolle einfach seinen Vater sehen. Als ob das nicht schon schlimm genug gewesen wäre, hielt die Internetverbindung den Videoanruf für jeweils höchstens fünfzehn Sekunden aufrecht, weshalb wir schnell dazu übergingen, dass er einfach zurückrief und ich die Kamera jedes Mal drehte, damit er seinen Vater sehen konnte. Wir haben das ungefähr ein Dutzend Mal gemacht, bis er mich anrief und sagte: »Ok, das reicht.«

In all dem lag eine eigenartige und unverhoffte Vertrautheit: nicht allein bei einem solchen Moment dabei zu sein, sondern ihn zu sehen, wie er seinen Vater sieht. Ich bekomme die Gelassenheit seines Gesichtsausdrucks nicht aus dem Kopf. Manche begrüßen ihr Schicksal mit solcher Größe.

* * *

Ein Ideal, das mir lange viel bedeutete, hat sich durch das Coronavirus verändert. Eine Voreingenommenheit, die, wie ich jetzt rea-

lisiere, typisch amerikanisch ist: Das, was wir unter unserer Liebe zur Freiheit verstehen. Mein Verständnis davon hat sich zum Einen im Zuge eines Kurses über Zeit und Psychoanalyse verschoben, den ich für die New School for Social Research in New York auf Zoom unterrichtete. Zum Anderen durch meine Arbeit als Psychotherapeutin in der Palliativpflege und meinen Kontakt zu den Familien von Angehörigen, die krank waren oder im Sterben lagen. Meine Arbeit bestand darin, wenn möglich ein Puffer zwischen Pfleger*innen und Ärzt*innen und in all diesen verängstigten Kommunikationsversuchen innerhalb der Familien zu sein.

Diese Geschichte zu erzählen, fühlt sich seltsam an: Sie handelt von überholten Idealen, davon, wie Zeit für eine einzelne Person vergeht, und von dem Willen, am Ende des Lebens zu handeln und zu sprechen. Sie handelt auch von der Sorge, die man tragen muss, wenn man von den Sterbenden oder Toten spricht. Zumal das Krankenhaus, in dem ich bin (dessen Namen ich nicht nenne, um die Privatsphäre der Patient*innen und Mitarbeiter*innen zu schützen), eine Reihe von Problemen hat – Probleme, die sich immer genau die Person zu eigen macht, die bereit ist, Verantwortung dafür zu übernehmen, und diese Person muss sich jedes Mal neu finden; Patient*innen, die von meinem Krankenhaus ins Notfallkrankenhaus, das Jarvis Center, verlegt wurden, durften ihre Sachen nicht mitnehmen. Viele, die gingen, sind mittlerweile verstorben und die Angehörigen wollen ihre Sachen zurück, die sind aber oft nicht mehr auffindbar. Vielleicht sind sie mit den Sachen von anderen Verstorbenen verwechselt worden. Also muss jemand in die Leichenhalle und nachsehen. Könnte diese Person ich sein? Ich zögere.

In dem Kurs, den ich unterrichtet habe, haben wir einen Text von Jacques Lacan diskutiert, der das Gefangenendilemma aus der Spieltheorie dazu benutzt, drei Arten von Zeit zu erklären. In Lacans Version des Rätsels gibt es: den »Augenblick des Blicks, die Zeit um zu verstehen«, und den »Moment zu schließen«. Im ersten Moment sehe ich die anderen an und versuche zu entscheiden, was ich bin und was ich nicht bin. Ich sehe etwas – das Coronavirus in China zum Beispiel – aber weiß nicht, was genau das über mich sagt. Bin ich infiziert? Ich lebe nicht in China. Das ist nicht mein Problem; das ist deren Problem. Dieses Problem

stellt sich noch nicht einmal. Das ist der »Augenblick des Blicks«: andere sterben sehen und schnell abwägen, was das für mich bedeutet.

Darauf folgt die zweite Art von Zeit, die »Zeit um zu verstehen«, eine Zeit des Nachdenkens, in der ich versuche, mich selbst mit und unter anderen zu verstehen. In dieser Zeit drängt sich eine große Menge Information zusammen, die allerdings keinerlei Schlussfolgerung über unser eigenes Dilemma der Gefangenschaft zulässt – darüber, wer von uns gehen kann, wie viele infiziert sind, was bei früheren Virusausbrüchen passiert ist, was die anderen sagen (Statistiken, Statistiken und noch mehr Statistiken, Fachleute, Fachleute und noch mehr Fachleute). »An einem gewissen Punkt«, sagt Lacan, »haben wir die *Zeit*, um den *Moment* zu *schließen* zu *verstehen*, überschritten«, was bedeutet, dass jetzt »der *Moment* ist, um die *Zeit* zu *verstehen* zu *schließen*«. In diesem Moment beißt sich die Katze in den Schwanz: So viel Information, aber wer wird eine Entscheidung treffen? Irgendwer muss Verantwortung übernehmen. Irgendwer muss etwas tun. Wir sehen uns dabei zu, wie wir zögern. Die Zeit drängt und rüttelt an uns.

* * *

Das Krankenhaus erlaubt den Besuch von zwei Familienmitgliedern, wenn ein Patient bald stirbt, allerdings muss den Angehörigen klar sein, dass sie das Risiko eingehen, sich mit dem Coronavirus zu infizieren. Ich nehme zwei Söhne in Empfang, die aus New Hampshire bzw. Rhode Island nach New York City gekommen sind, um ihre Mutter zu sehen. Ihre Schwester lässt sie ins Zimmer gehen, während sie sich mit einem Tablet aus der Lobby zuschalten wird, das ich besorgen werde.

Ich helfe den Männern in ihre Schutzkleidung. Ich mache an der Station Halt und gebe den Pflegekräften Bescheid, dass ich mir ein Tablet mit Fahrgestell borge und es gleich zurückbringe. Wir gehen ins Zimmer der Mutter. Eine Pflegerin kommt mir hinterher und wettert, dass ich nicht einfach irgendwelche Sachen mitnehmen kann. Die Söhne sehen mich an, ohnehin schon geschockt genug von der Szenerie, durch die sie gehen und auf die sie zulaufen.

Ich versuche, der Pflegerin zu erklären, dass sie hier sind, um sich von ihrer Mutter zu verabschieden, aber sie hört nicht zu. Sie greift nach dem Fahrgestell und bemerkt, dass zwei Rollen fehlen. »Du hast dir das genommen und jetzt ist es kaputt«, schnauzt sie wütend. »Sieh zu, dass du diese Rollen findest!«

Ich bringe sie aus dem Zimmer, in dem die zwei Brüder gerade ihrer Mutter am Beatmungsgerät und im künstlichen Koma begegnen. Die Pflegerin und ich sehen eine der Rollen auf dem Boden. Ich gehe hin und hebe sie auf, allerdings schreit sie mich noch immer an und will wissen, wo die andere Rolle und ob ich eigentlich noch ganz dicht sei. Ich gebe es auf, sie beruhigen zu wollen, gehe weg und brumme im Vorbeigehen eine Entschuldigung.

Sobald die Luft rein ist, schnappe ich mir ein anderes Tablet mit Fahrgestell: Ich kann nur noch an die Schwester denken, die draußen geblieben ist und entschieden hat, ihre Mutter nicht im Krankenzimmer aufzusuchen, und daran, wie ich sie über Zoom ins Zimmer bringen kann. Hinter mir höre ich, wie die Pflegerin ein weiteres Mal auf mich zustürmt und sehe, wie eine Gruppe von Leuten sie aufhält und sie zu beruhigen versucht. Eine kommt zu mir rüber und fragt mich, was los ist. Nach nur wenigen Worten über die Familie und meine Aufgaben in der Palliativpflege scheint sie zu verstehen und sagt mir, ich solle zurückgehen, sie kümmere sich darum.

Ich stelle für die Schwester die Verbindung auf dem Tablet her, und sie sieht ihren Brüdern dabei zu, wie sie ihrer Mutter sanft über die Stirn streichen und ihre Beine liebkosen. Ich sehe das zum ersten Mal, da alles Vergleichbare, was ich bisher im Krankenhaus erlebt habe, nur virtuell passiert ist. Nach einer Weile entscheiden sie, dass sie genug Zeit mit ihr verbracht haben.

Als wir den Raum verlassen, dreht sich einer der Brüder noch einmal um und fragt mich, was das für ein Gerät sei, das zwei Lungen auf dem Bildschirm zeigt, die in greller grüner Farbe auf einem anatomisch nachgezeichneten Körper zwischen vielen anderen Organen aufleuchten. Er fragt mich, ob das ein aktuelles Bild der Lungen seiner Mutter sei; ihre Nieren haben versagt, erklärt er mir, aber als er nach den Nieren sucht, findet er sie auf dem Bildschirm nicht angezeigt.

Eigentlich ist das einfach nur eine Standardanzeige, die signalisieren soll, dass das Beatmungsgerät funktioniert. Als ich sie zum ersten Mal sah, war ich auch fasziniert von den grünen Lungen, die wirken, als wären sie mehr als ein bloßer Hinweis, dass das Gerät eingeschaltet ist. Ich höre dem Sohn zu: Ich begreife sein Begehren, etwas zu sehen, das ihm Aufschluss darüber gibt, was im Innern seiner Mutter passiert sein soll.

Ich erkläre den beiden Männern, dass sie ihre Handschuhe und die Schutzkleidung ausziehen und sich die Hände waschen sollen. Wir waschen unsere Toten nicht mehr, wir fassen sie noch nicht einmal mehr an. Stattdessen waschen wir uns selbst, wenn wir in ihrer Nähe waren. Aber jedes Ritual kann sich heilig anfühlen, allerdings nur für eine einzige Sekunde – bevor die Pflegerin sauer wird, weil wir den falschen Abfallcontainer benutzt haben.

»Hier drin ist die Hölle los«, sagen sie zu mir, als wir auf den Aufzug warten. Ihre Augen sind rot und voller Tränen. Ich erzähle ihnen, dass es mittlerweile eigentlich ruhiger geworden ist. Genau deshalb wächst die Anspannung unter dem Personal, alle sind müde, haben endlich ein wenig Luft zum Atmen, und dann kommt vieles hoch. »Da drin ist die Hölle los«, sagt er wieder, dieses Mal zu seiner Schwester in der Lobby. »Sie hat sich einiges gefallen lassen für uns.«

»Ich nehme das nicht persönlich«, sage ich ihnen. Ich erinnere mich an die Nacht zuvor, als eine Pflegerin verärgert war, dass ihr keiner den neuen Ablaufplan mitgeteilt hatte, der nun galt, wenn ein*e Patient*in gestorben war: Sie sollte ab jetzt die Infusionsleitungen nicht mehr aus dem Körper des*r Verstorbenen ziehen, um nicht noch mehr Kontakt zu riskieren. »Es wäre schön, wenn hier irgendwer verdammt noch einmal kommunizieren würde, was eigentlich abgeht«, sagt sie zu der Person, die ihre Schicht übernimmt. Das wäre schön.

* * *

Der »Moment zu schließen« stellt sich ein, wenn jemand die Zeit beim Schopf packt, und dieser Akt ist Lacans Schema zufolge der bis dahin subjektivste Moment im Prozess des Vergehens der Zeit. Insofern man sich aber darauf einlässt, etwas Entscheidendes zu

tun oder ein Urteil zu fällen, dessen Wertigkeit oder Konsequenzen erst im Nachhinein deutlich werden, ist es am Ende ein nicht-subjektiver, unpersönlicher Prozess. Du überlässt dich der Geschichte, egal ob du deine eigene Unabhängigkeitserklärung abgibst.

Nichts gibt einem Gewissheit darüber, dass man richtig handelt. Es geht hier um vollkommene Verantwortung und um absolutes Ausgeliefertsein. Bei all dem ist sogar so etwas wie Gleichmut möglich, sobald man sich nicht mehr dazu zwingt oder unter Druck setzt, das zu verstehen, was weder einen definitiven noch garantierten Ausgang hat. Das Verstehen nimmt kein Ende, genauso wie die Frage: »Warum?« Der erste Augenblick und der letzte Moment schließen den Kreis der Zeit. Dann startet der ganze Mechanismus von vorne.

Sobald jemand etwas tut, beschleunigt das häufig die Reaktionen der anderen – alle rennen zur Tür. Eine Tat setzt die anderen unter Zugzwang. Wenn einmal der »Moment zu schließen« im Vordergrund steht, geht es nicht bloß darum, dass wirklich etwas auf dem Spiel steht, oder um den Wettbewerb, der losgetreten wird, oder die Angst vor dem, was die andere Person sagen wird und welche Konsequenzen das für uns alle hat. Das alles ist Teil dessen und gehört dazu, allerdings hat Lacan große Mühe, die logische Abfolge dieser drei Phasen zu begründen, Phasen, von denen er sagt, der*die Psychoanalytiker*in behandle sie wie Tonerde.

Auf der einen Seite, sagt Lacan, ist dieses intersubjektive Problem simple Massenpsychologie, eine reine Massenpanik, die sich durch und durch zur Barbarei versteigt. Eine Tat kann also auf gefährliche Weise ansteckend wirken oder zu Anpassung führen. Auf der anderen Seite sichert sie individueller Macht und Verantwortung jenen Spielraum zu, innerhalb dessen man »Ich« sagen kann – wie zum Beispiel in »Ich bin ein Mann«, »Ich gehe«, »Ich habe absolute Autorität«, »Ich liebe dich«, oder »Ich gehe zur Leichenhalle«.

Ich habe nie verstanden, warum die Psychoanalyse so eine Verachtung für die Idee der Freiheit hegt. Es kam mir immer wie eine eigenwillige Affizierung der französischen Intellektuellen vor: »Je ne parle jamais de liberté«, sagte Lacan einmal. Amerika-

ner*innen wiederum begrüßen diese Idee mit offenen Armen: Befreit Michigan! Im Fernsehen in der Lobby des Krankenhauses ist eine wütende Frau mit einem Schild zu sehen, auf dem steht: »Gebt mir meine Freiheit oder lasst mich sterben!«

Ich verstehe ein wenig besser, was Lacan meinte, als er sagte, dass der treuste Begleiter der Freiheit der Wahnsinn ist. Der Wille, so etwas wie Zusammengehörigkeit zu zeigen, entweder als einheitliche Person oder als Gemeinschaft, zieht häufig ein bestimmtes Opfer nach sich, damit eine »bitter jubelnde Befriedigung« empfunden werden kann – das, was Lacan auch die »suizidale Aggression des Narzissmus« nennt. »Ich hoffe, sie finden mit der Freiheit das, wonach Sie suchen«, kontert Lacan, und zitiert aus Molières *Menschenfeind*:

*... fern von hier ein Plätzchen mir erkunden,
Wo man so frei sein darf, ein Ehrenmann zu sein.*

Die Lehre daraus ist, dass man sich entweder dem Gruppenzwang beugt oder so schnell wie möglich versucht, vor allen anderen rauszukommen. Es mag sein, dass wir uns informierte, besonnene und mutige Entscheidungen wünschen – die Freiheit, die in der Vision eines persönlichen Willens impliziert ist – allerdings kann man davon nicht immer ausgehen; denn in der Tat wird das auf unterschiedlichste Weisen von anderen und ihrem Tun verhindert. Es handelt sich hier um eine Vision weniger der Freiheit als vielmehr der Führungsqualität, darum, wie verbunden und abhängig wir voneinander sind. Lacan sagt, es wäre besser, wenn wir uns für Wahrheit statt für Freiheit interessieren und uns fragen, wie wir Wahrheit schaffen können, insbesondere eine Wahrheit, die für mehr als nur eine Person oder ein Leben gilt.

»Es ist also nicht so, dass ich mich von dem gesellschaftlichen Drama abwende, das unsere Zeit beherrscht«, schreibt Lacan darüber, warum auf der ganzen Welt Blut vergossen wird, »es ist so, dass das Spiel meiner Marionette einem*r jeden*r von uns das Risiko verdeutlicht, das ihn*sie in Versuchung führt, wann immer es um die Freiheit geht.« Was aber sorgt dafür, dass unser Freiheitsstreben im Wahnsinn endet? Was führt uns in Versuchung? Lacan fährt fort:

»Ein geschwächter Organismus, eine übermäßige Einbildungskraft, und Konflikte, die einen überfordern, sind noch kein Grund, wahnsinnig zu werden. Es kann sein, dass ein Körper in bestem Zustand, starke Identifizierungen und ein Wink des Schicksals, so wie er in den Sternen steht, einen eher dazu bringen, den Wahnsinn verführerisch zu finden.«

In Lacans dritter Phase, dem »Moment zu schließen«, vollzieht sich der Prozess des Ent-Identifizierens, während dem man Abstand nimmt von den Bildern der anderen, die sich im »Augenblick des Blicks« aufdrängen, dieses Anblicken der anderen, um zu sehen, was jemand tatsächlich oder möglicherweise versteht. Der Moment der Abgrenzung von der Herde, vielleicht sogar der Distanzierung von deren Gesinnung. Diese Ent-Identifizierung macht es möglich, die Situation genauer einzuschätzen, jedoch bleibt das eine Einschätzung, die niemals vollständig ist, eine Einschätzung, die noch immer einen guten »Glauben« oder die Antizipation einer Gewissheit erfordert, das Überschreiten einer Kluft.

Genau das macht es so schwierig, zu handeln, vor allem wenn man für andere oder im Namen anderer handelt, als ein*e Bevollmächtigte*r oder ein*e Stellvertreter*in. Für Rousseau war das pure Magie, eine alchemistische Illusion, die besagt, dass eine*r für alle stehen kann. Es geht um den Willen eines*r Einzelnen, allerdings nur für einen kurzen Moment. Wir besitzen lediglich die Freiheit, »das zu werden, was wir sind«, sagt Lacan, »die Schlinge des Schicksals« zu sehen, das uns eine Freiheit vortäuscht, »von der wir uns nicht das Geringste erobert haben.«

* * *

Eine siebzigjährige Tochter versucht, ins Krankenhaus zu gelangen, um ihren hundertjährigen Vater zu sehen, dem es zumindest im Moment ganz gut geht. Ich gehe runter, um mit ihr in der Lobby zu reden, wo das Sicherheitspersonal bereits ein Auge auf sie geworfen hat.

»Zwei Monate lang durfte ich nicht ins Pflegeheim und jetzt ist er trotzdem krank geworden«, sagt sie, »Was soll das? Wie

konnte das passieren? Mein ganzes Leben dreht sich um ihn. Was bilden die sich ein, wenn sie mir sagen, ich kann ihn nicht besuchen, jetzt, wo er krank ist.« Wir unterhalten uns eine Weile. Sie erzählt mir unter Tränen, dass ihre Therapeutin sagt, ihr Vater dürfe nicht das Wichtigste in ihrem Leben sein. Jeder hat seine Zeit. Seine Zeit wird kommen. Doch sie reagiert trotzig.

»Ich bin nicht verheiratet. Ich habe keine Kinder«, sagt sie. »Er ist mein ganzes Leben. Was soll ich denn machen?« Die Haltung, die sie damit einnimmt, beginnt zu wanken, aus zweien wird eine*r. »Er will mich sehen! Er muss wissen, dass ich hier bin. Er hätte wissen wollen, dass ich für ihn da war. Ich bin sein ganzes Leben. Sie können mich nicht aufhalten.« Sie gibt sich damit zufrieden, ihn auf dem Tablet in der Lobby zu sehen. »Ihre Tochter ist da«, schreit die Pflegerin den fast tauben Vater der Frau an.

»Daddy! Ich bin da. Ich liebe dich. Daddy, ich werde versuchen, ohne dich weiter zu leben, wie du gesagt hast, aber Daddy, ich liebe dich. Ich bin ins Krankenhaus gekommen.« Sie macht wilde Gesten und wirft ihm Kuschhände zu. Dabei sieht sie wie ein Mädchen aus. Es wirkt fast so, als sei sie mit dem Ergebnis ihres leidenschaftlichen Auftritts zufrieden, da zögert sie plötzlich: »Er versteht nichts von Technik, er ist hundert Jahre alt: Wie soll er wissen, dass ich ins Krankenhaus gekommen bin? Wie soll er wissen, dass ich hier bin?«

»Er weiß es«, erwidere ich. »Das ganze Krankenhaus weiß, dass Sie hier sind.« (Was im Übrigen wirklich stimmt.) Sie lacht, macht eine Pause, als ob sie spüren wollte, wie weit die Liebe reicht, die sie ausstrahlt und sagt schließlich: »Er würde nicht wollen, dass ich krank werde. Ich sollte besser gehen.« Ich gebe ihr ein Paar Handschuhe und eine Maske, da sie keinerlei Schutz trug, als sie ankam. Als sie schließlich das Krankenhaus verlässt, motzt sie den Mann, der ihr die Tür öffnet, dafür an, dass er keine Handschuhe trägt. Eigenartig, nachdem sie unbedingt die Ausnahme der Regel sein wollte.

Diese Tochter berührt mich: Sie kommt mir vor wie eine Antigone aus Coney Island. Ein bisschen davon steckt auch in mir, der Person, die ihren Weg als Freiwillige ins Krankenhaus gefunden hat, eine Person, die weiß, wie sie Türen aufstoßen

kann, die als geschlossen gelten. Wofür das Ganze, weiß ich allerdings nicht. Sicherlich nicht für die Freiheit. Vielleicht um dem Tod näher zu sein. Um der Passivschleife dieser Zeit zu entgehen.

Mir war klar, was diese Tochter in ihren Siebzigern war, oder besser: Was sie schon immer gewesen ist – Papas kleines Mädchen. Ich weiß nicht, was ohne ihren Vater aus ihr werden wird. Der Psychoanalyse zufolge gehören Liebe, Freiheit und Wahnsinn in ihrem Streben nach »Einssein« zusammen, eine Wahrheit, die ich als Amerikanerin nicht besonders mag. Aber die Wahrheit ist immer anderswo, an einem anderen Ort als in diesem Triumvirat. Derjenige, den diese Frau zum Mittelpunkt ihres Lebens gemacht hat, wird sie sehr wahrscheinlich verlassen, bevor sie es selbst tut. Diesen Umstand hält ihre selbstmörderische Aggression verborgen, eine Verbohrtheit, die die derzeitige Hysterie dieses Landes widerspiegelt.

Ich gehe wieder nach oben auf die improvisierte Intensivstation. Ich muss noch einige Anrufe betreuen, bevor ich die Arbeit für heute beende. Eine muslimische Familie, die die letzten zwei Tage damit zugebracht hat, ihrer Großmutter am Beatmungsgerät »Hallo« entgegen zu schreien – Telefonate, die von Zusammenbrüchen und Tränen unterbrochen sind –, hat ein neues Format für diese Anrufe gefunden: Sie spielen ihr Gebetsgesänge vor, deren Klänge auf der gesamten Intensivstation vernehmbar sind.

Der letzte Anruf. Ein Sohn wirft sich einen Gebetsschal um und liest seinem Vater Psalm 115 vor:

*Warum sollen die Völker sagen: »Wo ist denn ihr Gott?«
Unser Gott, er ist im Himmel, alles, was ihm gefällt, vollbringt
er.
Ihre Götzen sind nur Silber und Gold, Machwerk von Menschen-
hand.
Sie haben einen Mund und reden nicht, sie haben Augen und
sehen nicht,
sie haben Ohren und hören nicht, sie haben eine Nase und riechen
nicht;
ihre Hände, sie greifen nicht, ihre Füße, sie gehen nicht, sie
bringen keinen Laut hervor aus ihrer Kehle.*

Ich kenne zwar den Bibelvers nicht, aber Shakespeares Variante davon: »Der letzte Akt, mit dem / Die seltsam wechselnde Geschichte schließt, / Ist zweite Kindheit, gänzlich Vergessen, / Ohn' Augen, ohne Zahn, Geschmack und alles.« Ich bewege mich von der Sinnlosigkeit falscher Idole zum Bild des Todes, der alle Sinne auslöscht.

Diese Worte kommen während der virtuellen Kontaktaufnahme mit der Sterbenden, ein Moment, den ich arrangiert habe: Im Angesicht der nackten Tatsache des Beatmungsgeräts und des künstlichen Komas gibt es dennoch dieses Bedürfnis, auch über die Distanz hinweg zu einem*r anderen zu sprechen, der*die nicht antworten kann. Wo ist ihr Gott? Das Coronavirus macht dem falschen Götzenbild der Freiheit ein Ende – für mich, vielleicht auch für andere. Obwohl ich nicht religiös bin, bin ich in diesem Moment dankbar für die Sprachgewalt, für den Vers, dafür, das miterlebt zu haben. Ich glaube, die einzige Freiheit, die die Psychoanalyse schafft, ist der Vorrang der Redefreiheit: Sag alles. Sprich und schlage dabei falsche Idole kaputt. Sprich und werde du selbst. Sprich in diesem letzten Akt, mit dem die seltsam wechselnde Geschichte endet. Der Rest ist Schweigen. —

Es ist womöglich eine Einschränkung, wenn ich behaupte, dass sich Jamieson Websters Text *Endnoten – Palliativpflege in Zeiten einer Pandemie* sehr amerikanisch liest. Allerdings sagt uns das die Autorin selbst, wenn sie sich dabei beobachtet, wie ihre Konfrontation mit dem Coronavirus als Psychotherapeutin auf einer Palliativstation in New York City vor allem eines aufwirft: den Gedanken an die amerikanische Freiheit. Hier beginnt bereits die erste Spaltung, hier droht das Virus in seiner grenzenlosen Ausbreitung über die Grundsätze der Demokratie hinwegzutäuschen, wie Webster schreibt. Die Spaltung, die ich meine, ist diejenige zwischen *freedom* und *liberty*, der tatsächlichen Freiheit des Subjekts, eine Freiheit, die man sich nimmt, und der institutionalisierten Freiheit der Gemeinschaft, eine Freiheit, die man bekommt. Die Liebe zur (persönlichen) Freiheit ist für Webster ein Idol, ein Trugbild also, dem das Subjekt mit großer Begeisterung verfällt. Die Coronakrise höhlt die einseitige Liebesbeziehung zwischen Freiheit und Subjekt mehr und mehr aus, genauer noch zwingt sie uns, zu verstehen, dass man sich die Freiheit weder nehmen kann, noch dass sie einem gegeben wird. Auch nicht von einem Virus. Webster beschreibt diese Erosion, die weniger ein linearer als vielmehr ein zyklischer Prozess ist, anhand von Lacans Logik der Zeit im Gefangenendilemma: Ich treffe eine Entscheidung, während ich mich noch immer frage, was ich eigentlich tun soll, und alle schauen dabei zu.

Warum aber ist das Gefangenendilemma in Websters Text eines, das sich in den USA abspielt? Im amerikanischen Original ist fast ausnahmslos die Rede von »freedom«, bis auf die Stelle, an der Webster das Plakat einer wütenden Aktivistin in Michigan zitiert, auf dem steht: »Give me Liberty or give me Death.« Und wer soll nun dieser Amerikanerin ihre Freiheit geben? Die neue Rechte

weiß jedenfalls, wie sich schwergewichtige Symbolpolitik dreist reaktivieren lässt: Das Poster der Frau zitiert aus einer Rede von Patrick Henry vor dem Abgeordnetenhaus in Virginia 1775, in der er für den Einsatz der dortigen Truppen im amerikanischen Unabhängigkeitskrieg plädierte. Bedeutet Unabhängigkeit also Freiheit?

Eine zweite Formulierung, welche die Gespaltenheit der amerikanischen Freiheit aufwirft, kommt von Webster selbst: Sie fasst Lacans »Zeit des Schließens« zusammen, die im Nachhinein betrachtet ein nicht-subjektiver Moment ist, der sich in die Ungewissheit seiner möglichen Folgen stürzt. Webster schreibt: »You give yourself over to *history* as you make your own *declaration manifest*.« (Kursivierungen R. K.). So viel Amerika spricht in diesem Satz mit: Die Geschichte, von der hier die Rede ist, ist nicht so sehr die des Subjekts, als vielmehr die der USA, eine Geschichte, die ganz ähnlich wie das Gefangenendilemma keinen Anfang und kein Ende kennt. Die amerikanische Geschichte *manifestiert* sich in der Unabhängigkeitserklärung, der *declaration of independence*, und sie tut dies auf buchstäbliche Weise, insofern diese Erklärung ihre Rechtfertigung aus der Vorstellung einer *manifest destiny* zieht. Die sogenannte *manifest destiny* besagt, dass es die schicksalhafte Bestimmung Amerikas sei, seine Grenzen immer weiter zu expandieren. Bedeutet Freiheit also Expansion? Das Amerika, das überall in Websters Text mitzusprechen scheint, fängt an mich zu verwirren. *My head starts spinning around*, ich drehe am Rad wie die Rollen am fahrbaren Untersatz für die Tablets auf der Intensivstation. Ich wünsche mir, dass irgendetwas meine Verwirrung in die Schranken weist. Wo ist die Grenze Amerikas, *what's the limit of America's frontier*?

Diese Frage stelle ich mir, während in Washington DC politische Grenzen überschritten werden. Angeheizt vom amerikanischen Ex-Präsidenten Donald Trump versucht ein nationalistischer Mob das Kapitol zu stürmen. Das Land verfällt in Schockstarre und zugleich befeuert diese Eskalation eine Rhetorik, die verzweifelt versucht, so etwas wie »demokratische Grundwerte« zu verteidigen. Schnell werden auf allen Kanälen Vergleiche mit den #BlackLivesMatter-Protesten im Sommer gezogen (Wie zynisch, dass die Scheiben auf dem Rücken der Gefangenen in

Lacans Dilemma in Schwarz und Weiß unterteilt sind.) Mit der Debatte um den versäumten Polizeischutz rund um den Capitol Hill kann man westlicher Demokratie bei ihrem Scheitern zusehen. Die vielen Jahre Symbolpolitik – manifest in formelhaften Ausdrücken wie den »Grundfesten der Demokratie«, der »Verteidigung unserer demokratischen Werte«, dem »Jede Stimme zählt!« oder der »Unantastbarkeit der Menschenwürde« – werden plötzlich gefährlich konkret, werfen den Ballast des Imaginären ab und lassen den Kurzschluss mit dem Realen aufblitzen. Abstrakte Ideale werden *in concreto* zerschmettert, und langsam dämmert es mir: Die Frage nach der Freiheit – *our declaration of independence* – steht im diametralen Gegensatz zum Glauben an das Schicksal – *our manifest destiny*. Webster hat völlig Recht: Freiheit ist ein Idol, eine trügerische Vorstellung, die dem Imaginären in die Tasche spielt. Dem hält sie die Narrenfreiheit des Sprechens entgegen. Anders gesagt: *We don't declare, we express our freedom*. Freiheit lässt sich nicht *ansagen*, allerdings lässt sich alles Mögliche darüber *aussagen*. Die großen Ansagen macht ohnehin gerade das Virus, wenn es Tag um Tag zum letzten Auftritt ruft: Webster zitiert aus Shakespeare's *Wie es euch gefällt* und erinnert daran, wie zahnlos, blind und selbstvergessen der Tod ist. Vor allem in einer Zeit, in der das Menschsein als anonymes Zählengewirr auf der nur mehr politischen Bühne eines Virus auftritt, das seine närrische Rechnung mit der Freiheit bereits gemacht zu haben scheint. Was uns bleibt, ist der andere Schauplatz: »The will to act or speak at the limit of life«. Davon, sagt Webster, handelt ihre Geschichte. Das Virus macht uns glauben, es kenne keine Grenzen. Mag sein, allerdings wissen *wir* dafür umso besser, was Grenzen sind und verschwenden unsere Zeit damit, Nationalstaaten zu benennen und Außengrenzen abzuriegeln, während die Grenze, die sich jeden Tag in immer neuen Statistiken ereignet, der Schlussstrich unter menschlichem Leben ist: *the limit of life*. Wenn die neue Freiheit die Errichtung und Erhaltung von Grenzen ist, haben wir uns in der Tat getäuscht. —

»Wir Mitarbeiter haben uns früher geimpft als die Affen, gleich nach den Mäusen und gleichzeitig mit den Hamstern oder Meerschweinchen.«

(Alexander Ginzburg, Direktor des Gamelaja Forschungszentrums für Epidemiologie und Mikrobiologie in Moskau, wo von der Forschungsgruppe um Denis Logunow der Corona-Impfstoff »Sputnik V« entwickelt wurde; in: *DER SPIEGEL* 13, 27. 3. 2021, S. 71)

Der Freud'sche Begriff »Übertragung« bedeutet neben *transfer* auch *Übersetzung* (*traduction*), *Übermittlung* (*transmission*) und *Ansteckung* (*contagion*; vgl. *Übertragungsgefahr*). Er umfasst also reale, symbolische und imaginäre Dimensionen. Wissen, Supposition und Deutung.

Psychoanalytische Zugänge zur Covid-19-Krise sind für mich hauptsächlich die subjektiven und kollektiven Formen des Leidens. Zu diesen gehört auch die psychische Pandemie (oft in einer »viralen« Dynamik): lähmende, angstvolle Erwartung, andererseits Abwehrtechniken derjenigen, die mit der Bedrohung und der Ungewissheit sich nicht auseinandersetzen können und mit Reaktionsbildungen und Entsublimierungen antworten müssen.

Was vom Wirken des nicht Fassbaren (dieses Virus) ist darstellbar und was davon wird dargestellt? In den offiziellen Massenmedien sind es Statistiken, Bilder von Intubierten, Leichentransporten und von Laboratorien der Virologen ... Im Internet werden Verschwörungstheorien und Heilsbotschaften verbreitet ... Im Alltagsleben erfahren wir Einschließungen und Ausschließungen aller Art, kollektive zwangsneurotische Rituale, phobisches Ausweichen und antisoziale Vermeidungen (das legitimiert plötzlich die Zwänge der einzelnen Neurotiker) – und eine bisweilen unheimliche Stille.

Es bleibt herauszufinden, wie wir die Aspekte der allgemeinen Covid-19-Darstellungen differenzieren und in psychoanalytische Fragestellungen übersetzen können.

Unbewusst tun wir dies schon, wenn jeder von uns das, was ihm als das Nicht-Fassbare des gefährlichen Virus übermittelt worden ist, übersetzt und wenn er das Unheimliche, Dämonische in seine Phantasmen einbaut, um dieses Reale zu verhüllen oder einzuhüllen.

Die psychoanalytische Praxis kann verschiedene Beziehungen zwischen dem Realen und der Realität (Wirklichkeit) erhellen. Es geht hierbei nicht um eine Anpassungsfähigkeit (Realitätstüchtigkeit) der *Individuen*, sondern um die psychische Realität der *Subjekte*.

Verschiedene Momente der Covid-19-Krise bewirken – gleichsam als Tagesreste – die Aktualisierung eigener Konflikte, etwa als Manifestation des Verlassenseins (»Das Schicksal meint es nicht gut mit mir.« Entzug des elterlichen Schutzes, des Geliebterwerdens).

Der Mangel im großen Anderen

Vielen wird bewusst oder unbewusst präsent, dass insgeheime Erwartungen an eine allwissende Instanz, Person oder Institution (*sujet supposé savoir*) ins Leere laufen.

Der große Andere

– Er lässt uns ungeschützt, setzt uns einer tödlichen Gefahr, einer Naturgewalt aus. Die Autoritäten (Staat, Behörden) haben das Risiko zu gering eingeschätzt und keine Vorsorge getroffen. Oder: Er bestraft (kastriert) uns absichtlich durch diese Versagung.

– Er behandelt uns als unmündig, wie Kinder. Politiker und Experten führen sich so auf, als hätten sie alles unter Kontrolle und als wüssten sie obendrein schon, was für die »Kleinen« gut ist. Als gäbe es keine Alternative, als gäbe es nur eine einzige Rationalität, der gegenüber alles andere nur *irrational* sein kann.

– Er erfindet eine Gefährdung, die es gar nicht gibt (wie die Warnungen vor der Gefahr der Onanie). Zumindest wird von ihm die aktuelle Gefährdung völlig überbewertet, überschätzt.

– Er behauptet, wir seien angreifbar, aber das Virus vermag uns nichts anzuhaben, höchstens den Alten und Schwachen. (Es ist der narzisstische Glanz der Vollkommenheit von *His Majesty the Baby*, von dem Freud geschrieben hat ...)

- Er bezieht Gewinn und Genuss aus überflüssigen Schutzmaßnahmen und Therapien (etwa die Pharmaindustrie).
- Er will auf dem Weg angeblicher medizinischer Hilfeleistungen, etwa auferlegten Impfungen, uns heimlich verändern, entarten, gehorsam und gefügig machen. (Das entspricht dem Glauben der »identitären Bewegungen«, das eigene Volk solle planvoll durch fremde Menschen ersetzt werden.)

Jenseits des Lustprinzips

Das unheimliche *Agens* Covid-19 verknüpft sich mit dem *Jenseits des Lustprinzips*, mit dem Todestrieb – und Erotisierungen.

Die widersprüchliche »soziale Distanzierung« gibt es auch in der psychoanalytischen Theorie: Für Freud wird das soziale Band hergestellt und aufrechterhalten nur durch Triebverzicht bzw. Triebtransformation. Soziale Bindungen bzw. »soziale Triebesetzungen« versteht er als sublimierte Formen sexueller Bindungen.¹ Diese können wieder zerfallen, wenn infolge bestimmter Versagungen oder einer Hochflut von Libido die Libidoökonomie zusammenbricht. Es kommt dann zu einer »allgemeinen Libidoablösung« und besonders im Fall der Paranoia zu einer Regression auf den Narzissmus.² Die sozialen Triebe werden dabei re-sexualisiert und damit die Mitmenschen zu Objekten »vollsexueller« Strebungen. Der Paranoiker versucht sich dessen zu erwehren (= Abwehr)³ und verkehrt seine eigenen sexuellen Triebwünsche in »Der andere verfolgt mich«.⁴

Hieraus können sich reale Verfolgungs- und Gewaltpraktiken ergeben, die durch die Potenziale der Kommunikationstechnologien verstärkt werden und ungekannte Ausmaße annehmen. Welche für die Triebökonomie relevanten Versagungen und Libidoesteigerungen ergeben sich in der Covid-19-Krise aus dem permanenten Alarmzustand, dem Entzug der Arbeitstätigkeit, Einsperrung in der Kleinfamilie, im Paar oder als Single, Verlust der Sozialität? Und generell aus den gesteigerten Ansprüchen des aktuellen Kultur-Über-Ichs: Du sollst auf Deinen Nächsten achten ...

Ansteckung des Analytikers im Rahmen der Übertragung

Natürlich spielen bei diesen Fantasien Tötungswünsche und Schuldphantasien eine Rolle und man muss sich auch fragen, welche Art von Identifizierung sie enthalten: »Du wie ich. Ich wie du. Wir beide gemeinsam. Was uns eint.«

Dabei möchte ich herausstellen: Im Unterschied zu radioaktiver Strahlung geht die aktuelle unsichtbare Gefährdung nicht von technischen Geräten aus (Kraftwerken, Atomwaffen). Denn die Covid-19-Tröpfchen-Infektion ist eine Ansteckung von Körper zu Körper (*corps-à-corps*). Eine körperliche Interaktion, auch zwischen Analytiker und Analysant: Sie kann über Handberührungen, Händedruck, Türklinken, Geldscheine ... verlaufen und direkter über Nase und Augen; letztlich betrifft sie vor allem die Lunge ...

Es geht nicht nur um *gemeinsam* eingeatmete Luft, sondern um das Aufnehmen von Partikeln aus dem Körper über die Atemorgane (in den eigenen Körper). Unausgesprochen wird hier etwas reaktualisiert, das für Freud die Grundlage der unmöglichen Befriedigung der menschlichen Sexualität ausmacht: eine »organische Verdrängung«⁵ und eine Verpönung der Riechlust im Laufe der Menschheitsgeschichte, nämlich als Folge des aufrechten Gangs. Freud betont dies schon 1897 und behält das bis in die Dreißigerjahre bei. Er formuliert in diesem Zusammenhang: »Manchmal glaubt man zu erkennen, es sei nicht allein der Druck der Kultur, sondern etwas am Wesen der Funktion [= das Sexualleben des Kulturmenschen; CDR] selbst versage uns die volle Befriedigung und dränge uns auf andere Wege.«⁶

Ironischerweise erkennt man eine Covid-19-Infektion häufig am verlorenen Geruchssinn. Psychoanalytisesitzungen per Telefon oder Zoom schalten diese Dimension aus.

Rückbezüge auf das *Ding* (*la chose*)

In Krisenzeiten nicht untergehen sollte ein Appell an das Schöpferische in jedem Einzelnen, ob Analysant oder Analytiker: In seiner Partikularität das aufzusuchen, zu erkennen und anzuerkennen, was sich gerade jetzt aus der eigenen Geschichte wieder-

holen, aktualisieren mag, und sich dem zuzuwenden, was für ihn wichtig ist – im Sinn des Rückbezugs auf das (selbst anerkannte) Ideal, und zugleich auf das Urverdrängte, auf das *Ding (la chose)*, das einen umtreibt. Dieses kann nicht positiv bestimmt oder rasoniert werden, aber man kann dafür sorgen, dass es widerhallen, *rémonter* kann. Das wäre wohl eine Sublimierung.

Wird Covid-19 uns lehren, mit der Ungewissheit umzugehen, mit dem Nicht-Wissen-Können der Repräsentanten des großen Anderen? —

- 1) Freud, Sigmund: *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921), GW Bd. 13, Frankfurt a. M. 1961b, Fischer, S. 71–161, S. 155 f.
- 2) Freud, Sigmund: *Psychoanalytische Bemerkungen über einen autobiographisch beschriebenen Fall von Paranoia (Dementia paranoides) (1911)*, GW Bd. 8, Frankfurt a. M. 1961b, Fischer, S. 239–316, S. 311
- 3) Ebd., S. 298
- 4) Wörtlich: »Ich liebe ihn ja nicht – ich hasse ihn ja – weil *er mich verfolgt*.« ebd., S. 299
- 5) Freud, Sigmund: *Bemerkungen über einen Fall von Zwangsneurose*, GW Bd. 7, Frankfurt a. M. 1909d, Fischer, S. 379–463, S. 462
- 6) Freud, Sigmund: *Das Unbehagen in der Kultur* (1930), GW XIV, Frankfurt a. M. 1961a, Fischer, S. 419–506, S. 465; vgl. Freud, Sigmund: *Beiträge zur Psychologie des Liebeslebens. II. Über die Allge-meinste Erniedrigung des Liebesleben* (1912), GW Bd. 8, Frankfurt a. M., Fischer, S. 78–91, S. 90 f.

EPIKRISIS

Es ist Zeit, die biologische Frage zu stellen. Wir leben mitten in der ökologischen Katastrophe. Wir leben in der Klimakrise und in der Biodiversitätskrise. Das derzeit dramatischste Signal aus der Biosphäre an die Technosphäre ist die pandemische Krise. Ihr zoonotischer Ursprung liegt, von weit her kommend, im Schwund der Arten.¹ Nicht nur das. Es werden in naher Zukunft Kinder ohne Vater und auch ohne Mutter geboren werden, die bei nicht biologischen Vätern und Müttern aufwachsen.² Embryologische Entwicklungsvorgänge beginnen, aus dem Labor, von *in vitro* und *in silico*, nach *in vivo* zu zoomen.³ Genome werden *ediert* wie Texte und so verändert, dass per *gene drive* Populationen mit nur einem Geschlecht entstehen können, die sich selbst auslöschen.⁴ Wir essen kaum mehr etwas, dessen biologischer Genotyp nicht auf irgendeiner Stufe der Wachstums- oder Fress-, Fabrikations- und Liefer-Kette technisch verändert worden wäre. Und Politik beschäftigt sich schon jetzt fast nur noch mit *Naturgesetzgebung*, um Katastrophen, Wenden, biotechnische Machbarkeiten zu moderieren, die aus der Biosphäre kommen und in die Biosphäre gehen.

Es ist Zeit, die biologische Frage zu stellen. Auch an die Psychoanalyse. Sie hat sich von langer Hand, seit ihrer Gründung Ende des 19. Jahrhunderts, mit der Biologie eingelassen. Bis in Lacans psychoanalytische Philosophie wird sie diese Nähe nicht verlieren. Marcus Coelen kann sogar zeigen: Immer wenn die Psychoanalyse über ihre spezifische Praxis und ärztliche Erfahrung hinaus spekulative, theoretische Entwürfe hervorbringt, stößt sie auf Biologie. Sie ist die spekulative Sprache der Psychoanalyse.⁵

Doch wo die Biologie als wissenschaftliche Technik der Neuzeit im utilitaristischen Universum operiert, dem die Natur der kürzeste Weg zwischen zwei Punkten ist; wo sie obsessionell

in der Biosphäre das technische Optimum anbietet (dessen evolutionäre Entstehung darf erforscht werden), da findet die Psychoanalyse anderes: »lustbiologische Ergänzungen« zur »Nutzyphysiologie«, Umwege, Rückschläge, Regressionen.⁶ Sie führt Wunsch und Begehren in die Biologie ein. Sandor Ferenczis neue Wissenschaft, die von ihm erfundene *Bioanalyse*, begründet das auf spektakuläre Weise. Zwar meint Ferenczi etwas Spezielles: eine bestimmte Form paläontologischer und evolutionärer Phylogenese, die in Differenz zu Freuds paläoanthropologischer Phylogenese steht. Aber *Bioanalyse* ist mehr. Es ist ein Feld, auf dem sich die biologische Frage als solche in der Psychoanalyse und von der Psychoanalyse her neu stellt. Es könnte sich auf diesem Feld ein anderes Verhältnis von Humanities und Natural Sciences ereignen.⁷

Schon historisch reicht *Bioanalyse* weit über den von Ferenczi eröffneten Horizont hinaus. 1924 – im gleichen Jahr wie Ferenczis *Thalassa* – erscheinen Karl Abrahams *Anfänge und Entwicklung der Objektliebe* mit ihrer überraschenden Schlusskurve in die Embryologie und evolutionäre Phylogenese, in die Theorie der Deuterostomier und Protostomier, der Hohltiere und Primitivstreifen, entwickelt aus einer Passage des letzten Abschnitts von Freuds *Wolfsmann*. Direkt neben Freuds *Jenseits* und Ferenczis *Thalassa* eröffnet Abraham also einen weiteren biologischen Schauplatz, der die Psychoanalyse tief prägt.⁸ Denn es handelt sich um den Endpunkt einer Urszene von *Bioanalyse*: des Dreiecks *oral anal genital*. Es fügt sich in die Hohlform einer Sexualbiologie, von der Mai Wegener zeigt, dass Freud in ihr – durch die Übertragungsverhältnisse seiner Freundschaft mit Wilhelm Fließ hindurch – seine Theorie des seelischen Apparats entwickelte.⁹ Die spektakulären, so sehr deutungsbedürftigen Briefe an Fließ vom 11. Januar und 14. November 1897 sprechen zum ersten Mal von »aufgelassenen erogenen Zonen« und ihrer biologischen, evolutionären Phylogenese vom Tier zum Subjekt. Eben das wird über die *Drei Abhandlungen* und den *Wolfsmann* eines Tages auch zu Abrahams biologischer Spekulation führen.

In den 1930er Jahren aber, jener Schwellenzeit der wilden Biologien, die wenig später allesamt in *Staatsrassismus* (Foucault) einerseits und *Modern Synthesis* andererseits verschwinden werden,

entstehen neue psychoanalytische Biologien. Vor allem die ungarische Psychoanalyse Michael und Alice Bálints, Imre Hermanns, Franz Alexanders entwickelt kurz vor und nach Ferenczis Tod die gegenseitige Inspiration von Biologie und psychoanalytischem Denken weiter. Alles beginnt mit Einzellern weit jenseits von Freuds *Jenseits* (Bálint 1930) und mit der Fundamentalkritik an Abraham (Bálint 1935).¹⁰

Nach dem Zweiten Weltkrieg, in einem Frankreich, das dabei ist, die Herrschaft von Bergsonismus und Lamarckismus auf universitären Lehrstühlen abzuschütteln, und bald die ersten beiden Nobelpreise für französische Wissenschaftler nach dem Krieg bejubelt, für die Biologen Jacques Monod und Francois Jacob (1961), die unter dem Namen *Operon-Modell* eine makromolekulare Kybernetik ins Vererbungsgeschehen einführen¹¹ – in diesem Frankreich wird die Psychoanalyse Jacques Lacans durch die Kybernetik hindurch *Bioanalyse* auf theoretisch neue Gründe und neue Biologien bauen: auf die Verhaltensbiologie Lorenz' und Tinbergens etwa (im ersten Seminar von 1953/54);¹² auf Biologien des tierischen Erscheinens, mit ihren Quellen vom Spiegelstadium zurück in den Surrealismus Roger Caillois', das ist: Biologien des spektakulären Zu-Sehen-Gebens oder Verschwindens, alias Mimikry, Biologien von Sehen und Skoptophilie (im Seminar von 1964/65)¹³; bis hin zu jenem Versuch ein Jahr zuvor, einen bislang völlig unerschlossenen Horizont für biologisches Denken in der Psychoanalyse aufzuspannen: Ausgehend von *Mund Anus Genital* – ergänzt durch *Auge* und *Blick*, *Ohr* und *Stimme* – stellt Lacan Basisannahmen der Psychoanalyse in die Phylogenese der Säugetiere zurück. Deren biologisches *agencement* wird zum Blue Print aller Stadien und Stufen in der psychoanalytischen Theorie.¹⁴

Es geht im Titel *Bioanalyse* um die Wiederentdeckung des Biologischen in der Psychoanalyse und der Psychoanalyse für eine andere Biologie – in einer und gegen eine Gegenwart, deren molekulargenetisch-industrieller Komplex¹⁵ unsere Seinsbedingungen immer weiter gehend bestimmt. —

- 1) <https://www.ipbes.net/pandemics>
- 2) Vgl. etwa: Grolle, Johann: »Mischwesen«, in: *DER SPIEGEL* 16 / 15. 4. 2021
- 3) »... and this thing takes off. It starts zooming around.« (Michael Levin vom Allen Discovery Center of Tufts University in: Ball, Philip: »Cells form into Xenobots from their Own.«, in: *Developmental Biology*, 31. 3. 2021)
- 4) <https://www.stop-genedrives.eu/was-sind-gene-drives/>
- 5) Siehe Coelen, Marcus: »Was heißt spekulieren? Flechten und Sprünge der Bioanalyse«, in: *RISS 94/2021 – Über das »szientistische Selbstmissverständnis« von 1968* siehe im vorliegenden Band 95 des *RISS* Erik Porath: »Nicht ohne Wunsch und Genießen«.
- 6) Ferenczi, Sándor: *Versuch einer Genitaltheorie* (1924), in: Ders.: *Schriften zur Psychoanalyse*, hg. und eingeleitet von Michael Bálint, Bd. II, Frankfurt a. M. 1972, Fischer, S. 317–400, hier: S. 389; Näheres in den Beiträgen des *RISS 94/2021*.
- 7) Siehe etwa das Gespräch mit Dorion Sagan im diesem Band *RISS 95*.
- 8) Jacques Lacan behauptet einmal, Abrahams Tabellen zu den 3 mal 2 Stadien stellten »für viele das eigentliche Gesetz der Analyse dar, [es] gibt einen Rahmen für alles, was geschieht, zeichnet das Koordinatensystem vor, in das die gesamte analytische Erfahrung gehört, und bestimmt deren Vollendungspunkt« – um eben diesen Rahmen dann von Grund auf zu dekonstruieren (Lacan, Jacques: *Die Objektbeziehung (Das Seminar, Buch IV)*, Wien/Berlin 2003, Turia + Kant, S. 17)
- 9) Siehe Wegener, Mai: »Fließ, Freud und die Freisetzung des Lebensbegriffs«, in: *RISS 94/2021*; und dies.: *Neuronen und Neurosen: Der psychische Apparat bei Freud und Lacan*, München 2004, Fink
- 10) Siehe Berz, Peter: »Meisenheimer und Bálint«, in: *eRISS 94/2021*
- 11) Vgl. Berz, Peter: »Monods Tagtraum. Begriff und Gestalt«, in: Ernst Müller, Falko Schmieder (Hg.): *Begriffsgeschichte der Naturwissenschaften. Zur historischen und kulturellen Dimension naturwissenschaftlicher Konzepte*, Berlin/New York 2008, Walter de Gruyter, S. 301–324
- 12) Vgl. Lacan, Jacques: *Freuds technische Schriften (Das Seminar, Buch I)*, Weinheim/Berlin 1990, Quadriga, S. 157; Näheres in Berz, Peter: »L'imaginaire animal«, in: *Image and Imaging in Philosophy, Science and the Arts* (Hg. Richard Heinrich, Elisabeth Nemeth, Wolfgang Pichler, David Wagner), Proceedings of the 33rd International Ludwig Wittgenstein Symposium in Kirchberg, 2010, Heusenstamm 2011,ontos Verlag, Vol. 1, S. 331–364
- 13) Vgl. Lacan, Jacques: *Die vier Grundbegriffe der Psychoanalyse (Das Seminar, Buch XI)*, Olten 1978, Walter, S. 79 f., 105 f., 116
- 14) Vgl. demnächst Marcus Coelen
- 15) *Anti-Darwin. Von Lamarck bis Mandelstam*, Berlin o.J., Kadmos

»Die Biologie ist wahrlich ein Reich der unbegrenzten
Möglichkeiten ...«

(Sigmund Freud, *Jenseits des Lustprinzips*)

Rezensionen

Peter Widmer: *Destruktion des Ichs – Psychoanalytische Annäherungen an den Ursprung menschlicher Aggression*, Gießen 2021, Psychosozial-Verlag, 273 Seiten

Rezensiert
von Astrid Engl

Szene: Ein Pädagoge trennt unter Mühen zwei ineinander verkeilte Kinderkörper. Heftig schnaubend stehen sie sich gegenüber: Hass blitzt in ihren Augen, ihre Wangen nass von Zornestränen, ihr Gesicht vor Schmerz verzerrt, der Blick mit Verachtung getränkt. Auf die Frage des Pädagogen, wie es dazu kam, entgegen beide zugleich: Er hat angefangen, ich hab nichts gemacht!

Keiner der beiden lügt. Die Verwechslung des Ichs mit dem Alter Ego gehört zu einer der zu durchlaufenden Phasen der Ichwerdung, die strukturell erhalten bleibt und sich später zu einem Abwehrkomplex formiert, der sich aus Verleugnung und Projektion zusammensetzt. Offensichtlich ist es die Regel, eigene feindselige Impulse nicht wahrnehmen zu wollen und sie dem anderen zuzuschreiben. Der Aggressor ist immer der andere. Selbst stilisiert man sich zum Opfer und rechtfertigt die eigene Aggression als im Dienste der Selbstverteidigung stehend. Lässt sich dieser Clinch zwischen Kindern meist relativ leicht schlichten, wird er in der großen

Politik« schnell zur existenziellen Gefahr.

Von der Selbstbehauptung unter Kindern bis zu jener zwischen Staaten erstreckt sich eine facettenreiche Palette aggressiver und destruktiver Phänomene. Angesichts ihrer ubiquitären und zeitlosen Präsenz, ist es erstaunlich, dass die Psychoanalyse diese Regungen so »stiefmütterlich« behandelt, wie Peter Widmer schreibt.

Doch dieser Vernachlässigung nimmt sich der Autor nun an. In seiner kürzlich erschienenen Monografie konfrontiert der Autor den Leser mit der ungeschminkten Wahrheit, »[...] dass Hass und Destruktion zur *conditio humana* gehören und somit unausrottbar sind.« (S. 246) Jegliche Vorstellung einer konfliktfreien Ichentwicklung, einer harmonischen Gesellschaft oder einer ausschließlich auf Liebesregungen beruhenden Partnerschaft, bleibt reine Illusion.

Der Titel *Destruktion des Ichs* verweist auf zwei sich wechselseitig bedingende Stoßrichtungen des Vorhabens: zum einen auf die dem

Ich aufgrund seiner Konstitution inhärente Disposition zur Destruktivität sowie zum anderen auf die Schädigungen, die dem Ich von außen zugetragen werden.

Die psychoanalytische Auseinandersetzung (Kapitel 3–9) erschließt systematisch relevante Konzepte im Hinblick auf die Ichentwicklung unter Einbeziehung der Rolle der Aggression. So führt die Argumentation über die Verhandlung des Ichs in der Triebtheorie Freuds und Lacans (3) über das Verhältnis des Ichs zu Trieb und Sprache (4) sowie Zeitlichkeit (5) zur Feststellung einer fragilen *conditio humana* – welche das Ich als Ort von strukturell bedingten Mängeln ausweist (6). Damit sind die theoretischen Grundlagen erarbeitet, um nach den Voraussetzungen von destruktivem Handeln (7) und den Bedingungen zu seiner Umsetzung (8) zu fragen. Im anschließenden Kapitel (9) werden die behandelten psychoanalytischen Konzepte, die vom Autor vorgenommenen Modifizierungen und seine daraus entwickelten theoretischen Überlegungen, unter besonderer Berücksichtigung der Dimension des Hasses und des Genießens, anhand von drei praktischen Beispielen angewandt und geprüft. Die Interpretationen der gewählten Beispiele zeugen von der Produktivität seiner Thesen, indem sie zu einem tieferen Verständnis für intra- und intersubjektive psychodynamische Prozesse von Destruktivität beitragen und ihre

Anwendbarkeit auf unterschiedliche Arten von Destruktion unter Beweis stellen.

Freud, Lacan und Widmer sind sich einig: Das Ich muss erst entwickelt werden und dem Narzissmus kommt dabei eine konstitutive Rolle zu. Doch die Ausführungen Freuds und Lacans bleiben unbefriedigend hinsichtlich einer psychoanalytischen Reflexion von Destruktivität. Während der späte Freud einen im Ich angesiedelten nicht-libidinösen Aggressionstrieb postuliert, dessen Existenz er aber nicht zureichend begründen kann, ist dies für Lacan eine *contradictio in adiecto*, da ein Trieb per definitionem libidinös sei – eine Eigenschaft, die der Destruktion nicht zukomme. Obwohl Lacan im *Seminar VII* ausführlich von einem nicht-sexuellen Destruktionstrieb spricht, lässt er diese Fährte versanden.

Peter Widmer nimmt die losen Fäden der Denker auf und spinnt sie weiter. Man muss erst Nicht-Lacanianer sein, um dessen Theorie zu bejahren, schreibt er an einer Stelle (S. 114). Diese kritische Distanz hat sich der Autor bewahrt. Sie erlaubt ihm, mit Lacan gegen Lacan zu argumentieren. Durch eine Relektüre von Lacans Signifikanten-Theorie formuliert Widmer eine Kritik an dessen Triebmonismus und zeigt auf, dass es unzureichend sei, das Ich als ein bloß imaginär-bildliches bzw. vom Signifikanten repräsentiertes zu fassen, von dem keine triebhafte Aktivität aus-

ginge, und die Aggressivität ins Register des Imaginären zu verbannen. So handelt es sich beim vorliegenden Band nicht um eine weitere Sekundärliteratur zum Denken Jacques Lacans, sondern um ein eigenständiges Stück Theoriebildung, das Freuds postulierten Triebdualismus auf eine solide, theoretische Grundlage stellt. Bei der Entwicklung der Ideen wird der Leser vom Autor in verständlicher Sprache Schritt für Schritt durch seine verästelten Gedankengänge geführt.

Peter Widmer stattet das Ich mit einem Seinstrieb aus und schlägt ein um eine nicht-libidinöse Dimension erweitertes Narzissmuskonzept vor, in welchem er das Ich als ein »Gehäuse« konzipiert, das sich gegen andere Ichs und die Umwelt behaupten und schützen muss und zugleich auf deren Anerkennung angewiesen ist. Erleidet das »Ich-Gehäuse« Risse, wird es mit seiner Verletzlichkeit und Vergänglichkeit konfrontiert, eine narzisstische Kränkung, die kaum auszuhalten ist, weshalb gerne der Andere für diese Beschädigungen verantwortlich gemacht wird. Was das Ich verdrängt, ist, dass das Gehäuse nie vollkommen war.

Mit Lacan verortet er diese konstitutive Mangelhaftigkeit in der Versprachlichung des Subjekts. Doch begründet diese nicht nur einen Habensmangel und damit das libidinöse Streben des Subjekts nach dem vermeintlich verlorenen Objekt, das Lacan ins Zentrum

stellt, sondern auch einen Seinsmangel. In ihm verortet Widmer die Quelle der Ichtriebe: das nicht-libidinöse Streben nach einem vermeintlich verlorenen Nicht-Sein. Doch hier bleibt er nicht stehen. Er differenziert weiter, dass dieser Verlust des Genießens der Unmittelbarkeit bei der Ichwerdung eine Verdoppelung erfährt.

Während des Lesens drängt sich der verzweifelt monologisierende Hamlet auf. Beide Verlustquellen finden sich in der berühmten Szene thematisiert: Einmal in seinem fragenden Sprechen selbst: »Sein oder Nicht-Sein?« Als hätte er die Wahl! Beides ist eine Illusion! Es ist der Signifikant, der zugleich die Fragestellung ermöglicht, das Ich dazu antreibt ins volle Sein kommen zu wollen bzw. die Unmittelbarkeit im Nicht-Sein wieder zu erlangen – und es ist der Signifikant der beides immer schon verwehrt haben wird. Der Totenkopf, an den er sich in der populären Inszenierung wendet, symbolisiert die zweite Ursache für den Verlust der Unmittelbarkeit: die Zeitlichkeit.

Eine in der Psychoanalyse seit Freud schon immer beachtete Kategorie. Doch erst die folgenreiche Idee Widmers, sie mit der Signifikanten-Theorie zu verschränken, lässt ihre Tragweite in Bezug auf die Ichwerdung ermessen: »[...] es entsteht erst, wenn Zeit, Sprache und Körper aufeinander treffen, sich miteinander verknoten.« (S. 126) Quasi im Vorbeige-

hen, entwirft er das Ich als eines von dieser borromäischen Dreiheit getragenes. Es wäre wünschenswert, wenn der Autor diese innovative Formel andernorts weiter vertieft, um ihr fruchtbares Potenzial für Theorie und Klinik weiter auszuschöpfen.

Diesen durch Sprache und Zeit induzierten Seinsmangel versucht das Ich ein Leben lang zu kompensieren. Sei es im Modus des Habens, womit sich der Erfolg des kapitalistischen Markts plausibilisieren lässt, oder durch die Idealisierung autoritärer Führungsfiguren. Die zahlreichen Beispiele aus Politik, Religion, Wissenschaft, die kontinuierliche Einbettung der theoretischen Überlegungen in die alltägliche Lebenswelt, machen das Buch nicht nur einer breiten Leserschaft zugänglich, sondern lassen Peter Widmer das Verdienst zukommen, die Psychoanalyse in ihrer Verantwortung als Instrument zur Kulturkritik ernst zu nehmen, was nicht zuletzt »aufgrund der erschreckenden Primitivität der großen Politik dringlich geworden« (S. 10) ist.

Versagen diese Ersatzbefriedigungen oder wird die Stabilität des Ich-Gehäuses durch zusätzliche Kränkungen bedroht, wird das Ich mit dem vom Signifikanten eingeführten Nichts konfrontiert: Suizid, Amoklauf, ein grausamer Mord in der Nachbarschaft. Entsetzen und Ratlosigkeit breiten sich aus. Es wird um Erklärungen gerungen: Medien, Computer-

spiele, Drogen, ein zerbrochenes Elternhaus oder gar eine psychiatrische Diagnose? Alles unbefriedigend. Dieses Buch ist die Materialisierung der hartnäckigen Überzeugung des Autors, dass es eine fundamentalere Erklärung für die ewige Wiederkehr destruktiver Phänomene geben muss. Seine These lautet: Der Hass als Motor der Destruktivität richtet sich gegen die konstitutive Unvollkommenheit der *conditio humana* selbst.

Die Beschäftigung mit ihr sei deshalb keine »Schöngestei«¹. Sie birgt die Hoffnung, dass die Kinder der Eingangsszene als Erwachsene andere Wege finden werden, als ihren Hass und ihre Aggression destruktiv abzuführen. Zugespielt könnte man Peter Widmer mit Müller-Pozzi unterstellen, für eine »Kultur des Hassens«¹ zu plädieren. Könnte es nicht eine Entlastung sein, den Nächsten nicht lieben zu sollen, sondern hassen zu dürfen? Im Wissen um die strukturelle Bedingtheit dieser Leidenschaft? Inwieweit destruktive Phänomene unser Zusammenleben in Zukunft prägen werden, hängt maßgeblich von der Beantwortung der Frage ab, mit welcher der Autor den Leser konfrontiert: »Ist es möglich, eine Kultur aufzubauen, welche versucht, die *conditio humana* mit ihren Merkmalen der Unvollkommenheit, des Nicht-Wissens, der Abhängigkeit von anderen und der Verantwortlichkeit zu akzeptieren?« (S. 199) Zu dieser Kulturarbeit kann nie-

mand gezwungen werden. Doch Allen, die sich an diesem Projekt beteiligen wollen, sei dieses Buch empfohlen. Und für jene, die innerhalb des psychoanalytischen Diskurses für eine Psychoanalyse als Konflikt- und Triebtheorie eintreten, ist es jetzt schon Pflichtlektüre. —

- 1) Müller-Pozzi, Heinz: *Eine Triebtheorie für unsere Zeit – Sexualität und Konflikt in der Psychoanalyse*, Bern 2008, Huber, S. 181

Tögel, Christfried (Hg.);
Zerfaß, Urban (Mitarbeit):
Sigmund-Freud-Gesamtausgabe
in 23 Bänden, Bd. 16, 498 Seiten
und Bd. 17, 370 Seiten, Gießen
2020, Psychosozial-Verlag

Rezensiert
von Karl-Josef Pazzini

Band 16 beinhaltet Werke
aus den Jahren 1917–1920

Die Nachkriegszeit ist vom privaten Vermögensverlust überschattet, ebenso schmolzen die von Anton von Freund gestifteten Summen für die Psychoanalyse durch Inflation fast ganz. Auch familiär war die Zeit bedrückend. 1918 fand in Budapest der V. Internationale Psychoanalytische Kongress statt. 1920 der VI. in Den Haag, der Psychoanalytische Verlag wurde gegründet. 1919 wurde Freud ordentlicher Professor.

Der Band verzeichnet Neuauflagen und z. B. Erstauflagen der *Einleitung zu den Kriegsneurosen*, *Ein Kind wird geschlagen*, *Das Unheimliche* und *Jenseits des Lustprinzips*. Es findet sich als Erstveröffentlichung der von Freud unterzeichnete *Aufruf für die Kinder der vom Hunger heimgesuchten Länder* aus der *Internationalen Zeitschrift für ärztliche Psychoanalyse* (5 /1919/ H. 4). Die Zeitschrift sei die einzige, die ihren internationalen Charakter aufrechterhalten habe, zwischen den

psychoanalytischen Vereinigungen der verschiedenen Länder Beziehungen gepflegt habe. »Da auch die psychoanalytische Forschung auf dem gemeinsamen Grunde allgemeiner Menschlichkeit ruht und ohne sie nicht bestehen kann, fordern die unterzeichnenden Vorsitzenden und Zentralorgane der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung Sie in herzlicher und dringender Weise auf, alle Kräfte einzusetzen, um der Hungersnot so rasch wie möglich abzuhelpen« Die Unterzeichner seien bereit, Gaben jeder Art anzunehmen.

Band 17 beinhaltet Werke
aus den Jahren 1921–1923

Christfried Tögel berichtet im Geleitwort von sehr vielen bedrückenden Ereignissen in Freuds Privatleben, darunter vom Beginn der Krebserkrankung. Für die Psychoanalyse waren u. a. von Bedeutung die Eröffnung des Wiener Psychoanalytischen Ambulatoriums, der VII. Internationale Psychoanalytische Kongress in Berlin.

Wichtige Veröffentlichung aus der Zeit sind in der Erstfassung im Band enthalten *Massenpsychologie und Ich-Analyse* (1921) und *Das Ich und das Es* (1923). – Zu erwähnen sind vier Erstveröffentlichungen:

Freud gibt 1921 mit der Überschrift *Zur psychoanalytischen Bewegung in der Internationalen Zeitschrift für Psychoanalyse* (7, H.3) Preiszuteilungen für »vorbildliche psychoanalytische Arbeiten« bekannt, die Preise wurden durch eine Spende von Eitingon möglich.

In der *Neuen Freien Presse* (3. 2. 1922) erschien ein u. a. von Freud unterzeichneter Aufruf, er war Mitglied des Komitees der Künstlerhilfe, »An die Künstler und Intellektuellen Österreichs« »den Hungernden in Russland mit Wort und Werk zu helfen«.

Ferner gibt es eine »Antwort auf eine Europa-Umfrage der Zeitschrift *Tűz* vom 22. 10. 1922 zu drei Fragen. Eine sei hier zitiert: »Glauben Sie an den weiteren Bestand und eine hoffnungsverheißende Entwicklung der gegenwärtigen europäischen Kultur?« Freuds Antwort: »Leider weiß ich auf keine ihrer Schicksalsfragen Antwort zu geben. Meine Zukunftserwartungen schwanken mit meiner Stimmung. Zu einem für andere interessanten Urteil fehlt mir alles Material.

Ich wäre selbst sehr froh, wenn mich jemand über diese Probleme belehren würde.« (167).

Es folgt ein Eintrag in *Who's Who*. (171).

Wie bei den bisherigen Bänden findet sich ein umfangreiches Personen- und Sachregister, eine Konkordanz der Publikationsorte der jeweils im Erstdruck enthaltenen Schriften. Die Neuauflagen, die in den Bänden verzeichnet sind, können auf dem Server des Psychosozial-Verlags eingesehen werden. —

François Ansermet: »... dass wir biologisch dazu determiniert sind, nicht völlig biologisch determiniert zu sein.«
Ein Gespräch

Im Beitrag Francois Ansermets werden die für die Psychoanalyse relevanten Herausforderungen der neuesten Erkenntnisse der Neurowissenschaft thematisiert. Es werden drei Paradoxien der neurowissenschaftlichen Forschung formuliert, die Singularität, die Diskontinuität und die permanente Veränderung, die aus der Entdeckung der neuronalen Plastizität entstehen. Diese Paradoxien sollten zu einer Neubetrachtung der Rolle der Psychoanalyse an der Schnittstelle zur Biologie führen. Die Konsequenzen dieser Erkenntnisse für die theoretische und klinische Weiterentwicklung der Psychoanalyse werden betrachtet. Deutlich formuliert sieht Ansermet die »Psychoanalyse als Zukunft der Biologie«, in der Einzigartigkeit und Vergleichbarkeit, Diskontinuität und Fortsetzung, permanente Veränderung und Zusammenhangsbildung als zentrale Herausforderungen gesehen werden.

Stichworte: Plastizität, Singularität, Diskontinuität, Neurowissenschaft, Hirnforschung, Psychoanalyse, Biologie

* * *

Peter Berz: *Die biologische Frage*

Von außerhalb der Psychoanalyse entwirft Peter Berz programmatische Einsätze und historische Markierungen für »Bioanalyse« als Forschungsfeld, das der dramatischen Lage der Biosphäre am Anfang des 21. Jahrhunderts geschuldet ist und der biologischen Wende in vielen Diskursen. »Bioanalyse« wirft die Geschichte biologischen Denkens in der Psychoanalyse auf die Waagschale und ihre diversen, historischen Lagen: die Lage Freuds inmitten der Sexualbiologien Ende des 19. Jahrhunderts; die Lage der Psychoanalyse inmitten der wilden Biologien der 1920er und 1930er Jahre; die Lage der lacanschen Tiere und ihrer biologischen Referenzen inmitten einer historischen Wende der französischen Biologie.

Stichworte: Freud, Wilhelm Fliess, Balint, Jacob, Monod,

Lacan, oral anal genital, Biodiversitätskrise, Pandemie, Sexualbiologie, Kybernetik, Seminar X: Die Angst, Lacans Tiere, Karl Abraham

* * *

Peter Berz, Marcus Coelen:
*Coronanalysen – Fragmente
zur viralen Lage*

Bioanalyse in den Jahren 2020/21, in denen die vorliegenden beiden Bände 94 und 95 des RISS entstanden, kann eine Tatsache schwer umgehen: Während dieser Monate hat sich in der Semiosphäre – auch der des Unbewussten – die Biosphäre zurückgemeldet und zwar unter dem Namen eines Virus: SARS-CoV-2. RISS-Mitherausgeber Marcus Coelen und Hefredakteur Peter Berz haben ihre mitunter tagebuchartigen Notate zur aktuellen Lage der pandemischen Epoche gesichtet und daraus eine Reihe kurzer Texte durchaus fragmentarischen Charakters entwickelt. Einige kommen aus der Psychoanalyse und sehen etwa den Lacanschen *nom-du-père*, Namen-des-Vaters, transformiert zum Namen-des-Virus als Name-eines-Todes; andere folgen der von der Biologie postulierten Herkunft des Virus aus einer Landschaft von Tieren und Menschen weit dieses des Subjekts; weitere folgen dem Virus wissenschaftstheoretisch: seiner Position im evolutionären Wissen, seiner Macht, epistemologische Dispositive aufzurufen, bis hin zum philosophisch zu beden-

kenden Wissen von Zellforschung und Immunologie.

Stichworte: SARS-CoV-2, Vaterschaft, Vaterschaftsnachweis, Save-Our-Seeds, Weltbiodiversitätsrat, IPBES, Zoonosen, spillover, land use change, Phylogenese, Evolutionstheorie, Parasitismus, Megaviren, Organismus, Topologie, Kugel, Torus, Bläschen, Jacques Monod, Ikosaeder, Platonismus, Introjektion, Injektion, Metapher, Metonymie, Unbehagen in der Kultur, Mitsein, Populationsdynamik, Kapitalismus, Machsamkeit, Impfung, Immunität, Selektionsdruck, Auto-Immunität, Rezeptor, Makromolekül, ACE2-Rezeptor, Verwandtschaft, Affinität, Schlüssel-Schloss, Erkennen

* * *

Dokumentation: *Wort Virus*

Das Wort Virus ist als sprachlich-grammatisches Element für sich genommen interessant, seine Geschichte allerdings führte in ungeahnte Abgründe christlich-nationaldeutscher Vergangenheit und wirft ein Zwielicht auf unsere gegenwärtigen Schwierigkeiten im Umgang mit den passenden Bezeichnungen, begrifflichen Implikationen und den unscharfen Rändern, an denen spekulative Gedanken und – zuweilen gezielte – Verwirrung kaum zu unterscheiden sind.

Stichworte: Wortgeschichte, Wissenschaftsgeschichte, Metapher, Symbol, Virus, Bazillus,

Rasse und Rassismus, Menschheit,
Undefinierbares, Schleimiges,
Giftiges, Nationalismus

* * *

Insa Härtel: *Biochemische
Impotenzlösungskompetenz?
Filmische Viagra-(Un-)Fälle*

Dieser Beitrag hat sich Viagra »verordnet« – ein Mittel, in dem sich Medikalisierungstendenzen manifestieren, mit denen sich auch jene Ordnungsannahmen von Natur und Kultur transformieren, die die Körper situieren. Wie lassen sich diese Entwicklungen psychoanalytisch betrachten? Um mit Viagra verbundenen Ambivalenzen und Konfliktpotenzialen auf die Spur zu kommen, werden Filmausschnitte zur Potenzpillenwirkung betrachtet, namentlich Viagra-»Unfälle«. Diese filmischen Szenen deuten im Ergebnis auf eine womöglich überspannte Ablösbarkeit, eine weiterhin deplatzierende Verschiebbarkeit bzw. auf einen Peinlichkeitskampf des Viagra-Genießens.

Stichworte: Viagra, Film,
Bioanalyse, Genießen

* * *

Karin Harrasser, Karl-Josef
Pazzini: *Theorien des Körpers
als Science Fiction lesen – Ein
Manifest in Gesprächsform*

Der experimentelle Beitrag geht
von der Lektüre von Sándor
Ferenczi und Donna Haraway

aus. In der Folge entsteht ein fiktionales Gespräch über Wissenschaft und Methode. Es werden dabei zwei leicht verschobene Begriffe von Fiktion/Fiction gegeneinander- und zusammengeführt: Der eine stammt aus der Science Fiction, wie aus Filmen oder Romanen bekannt, der andere wird als Zug jeder Wissenschaft behauptet.

Stichworte: Haraway, Ferenczi,
Wissenschaft, Science Fiction,
Fiktion, Methode, Einbildungskraft, Reales

* * *

Nadine Hartmann, Arnd
Wedemeyer: *Ankündigung
eines Austauschs des RISS mit
Catherine Malabou anlässlich
ihres neuen Buches »Le plaisir
effacé. Clitoris et pensée«*

In ihrem neuen Buch erkundet Catherine Malabou, bekannt als die Denkerin, die wissenschaftliche Einsichten in die Neuroplastizität mit entscheidenden Episoden der Philosophiegeschichte konfrontiert hat, die Klitoris als ein »Organ des Denkens« und zudem als Vermittlung zwischen feministischen Philosophien der sexuellen Differenz und der Weise, in der geschlechtliche Verkörperung gegenwärtig von queeren und trans Theoretiker*innen infrage gestellt wird. Ihre Konzeption gibt Anlass zu einer Reflexion über die Konfigurationen des Körpers in den psychoanalytischen Theoriebildungen. Insbesondere

Sándor Ferenczi in seinem 1924 veröffentlichten *Versuch einer Genitaltheorie* skizzierte »Bioanalyse« läßt zu einem Vergleich mit Malabous Projekt ein. Malabous Antworten auf unsere Fragen werden in einer künftigen Nummer des RISS erscheinen.

Stichworte: Klitoris, Plastizität, sexuelle Differenz, feministische Philosophie, Leiblichkeit, Bioanalyse, Sándor Ferenczi

* * *

Regina Karl: *Manifest Destiny: Die sperrige Übersetzung amerikanischer Freiheit*

Ein Kommentar der Übersetzerin von Jamieson Websters *Endnoten – Palliativpflege in Zeiten einer Pandemie*. Websters Erfahrungsbericht handelt nicht allein von einer New Yorker Intensivstation zu Zeiten von Covid-19. Die Art und Weise, in der die Pandemie das Gefangenendilemma Lacans spiegelt, verdeutlicht zugleich die Gespaltenheit amerikanischer Freiheit zwischen *freedom* und *liberty*.

Stichworte: Übersetzung, Jamieson Webster, Freiheit, Unabhängigkeitserklärung, USA, Coronakrise, Pandemie, Lacan, Gefangenendilemma

* * *

Karl-Josef Pazzini: *Verloren*

Die Geschichte aus der Psychoanalytischen Arbeit umkreist Strand,

Schiff, Ozean, Flügel, Mann, Frau, Geschlecht, Angst und Lust.

Stichworte: Ozean, Angst, Geschlecht, Lust

* * *

Erik Porath: *Nicht ohne Wunsch und Genießen. Zu einer bekannten Debatte aus bioanalytischer Sicht: Psychoanalyse zwischen Natur- und Geistes-/Kulturwissenschaft*

Der deutschsprachige Mainstream der Psychoanalyse-Rezeption in Philosophie, Geistes- und Sozialwissenschaften hat sich vornehmlich auf Mitscherlich und Lorenzer berufen und dabei eine (tiefen-)hermeneutische Version von Psychoanalyse gegen ein vermeintliches »szientifisches Selbstmißverständnis« Freuds (so Habermas) zu verteidigen versucht. Der Preis einer solchen Strategie war es, am Leitfaden der Erklären-Verstehen-Kontroverse die körperlichen Aspekte aus dem Nachdenken über die Psyche herauszuhalten und einen idealisierten Begriff von Reflexion ins Zentrum der Interpretation von Lebensgeschichte zu stellen. Die Frage, wie jedoch in psychoanalytischer Perspektive Reflexion und Bewusstsein in einem organischen Körper überhaupt möglich sei, der von Wünschen, Triebbefriedigungen und Lüsten durchzogen ist, wurde ausgespart.

Stichworte: Erklären-Verstehen, Natur- und Geisteswissen-

schaften, Reflexion, Körper,
Wunsch, Befriedigung, Genießen

* * *

Claus-Dieter Rath:
*Covid-19 in Analyse: Übertra-
gung, Ansteckung und Über-
mittlung – Eine Skizze*

Für mich ist der wichtigste psy-
choanalytische Zugang zur Covid-
Krise das Leiden in seinen subjek-
tiven und kollektiven Formen.
Dazu gehört auch die psychische
Pandemie (oft in einer »viralen«
Dynamik): Lähmung, beängsti-
gende Erwartung, Techniken der
Abwehr von Bedrohung und Unsi-
cherheit und verschiedene
Abwehrformationen.

Stichworte: Übertragung,
Ansteckung, Übermittlung, Mas-
senpsychologie, Todestrieb, eroti-
sierung, Unsicherheit

* * *

Dorion Sagan: *The Berlin
Interview – With Peter Berz
und Marcus Coelen*

Der RISS befragt den *sciencewriter*
und über 25 Jahre lang Co-Autor
der legendären, amerikanischen
Mikrobiologin Lynn Margulis:
Dorion Sagan. Eines seiner Spezi-
algebiete ist die bioanalytische
Grundfrage: Phylogenese des Sex
und ihr Verhältnis zum geschicht-
lichen Subjekt. Die Antworten
Sagans greifen weit aus in die
Geschichte des Wissens von der

Symbiose der Einzeller (Endosym-
biose) und dem Sex der Vielzeller,
in wichtige psychoanalytische
Dispositive wie die Biologie von
Frühgeburt und Neotenie, in die
Theorie der Wissenschaften von
den Neurosen und als Neurosen.
Sagan schlägt schließlich den bio-
analytischen Bogen ins Große: in
Technosphäre, Biosphäre, Gaia,
Drogen und die Sonne als »post-
Lacanian master signifier«.

Stichworte: Phylogenese des
Sex, Ursprung des Sex, Kanniba-
lismus, Gentransfer, Ferenczi,
Thalassa, Anglerfisch, Hyena,
Nacktschnecke, *Limax maximus*,
Petromyzon, Empedokles, Aristo-
teles, Freud, Vernadsky, Bataille,
Terrence McKenna, Thermodyna-
mik, Gaia, Gaiadelics, Schizo-
phylum commune, Biosphäre,
Wasserstoffsulfid

* * *

Jamieson Webster: *Endnoten –
Palliativpflege in Zeiten einer
Pandemie*

Webster bringt ihre Arbeit als Psy-
chotherapeutin auf einer Palliativ-
station in New York City während
der ersten Welle der Pandemie in
Verbindung mit einem Online-
Seminar über Zeit und Psychoana-
lyse, das sie parallel zu ihrer Tätig-
keit im Krankenhaus unterrichtet.
Vor dem Hintergrund ihres sehr
persönlichen Erfahrungsberichts
im Umgang mit Patient*innen,
die an Covid-19 sterben, wird
Lacans *Gefangenendilemma* für

Webster zur Reflexionsgrundlage über die radikale Freiheit, die die Psychoanalyse einrichtet, nämlich die Freiheit zu sprechen.

Stichworte: Covid-19, Lacan, Gefangendilemma, logische Zeiten, Freiheit, Sprechen, Video-telefonie, Palliativpflege, Tod, Shakespeare, Antigone

* * *

Mai Wegener: »*Seinem großen Ozeanischen Freund das Landthier S. Fr.*«

Der Beitrag zeichnet Freuds Haltung zum »ozeanischen Gefühl« nach, von dem er, angeregt durch einen Brief Romain Rollands, im ersten Kapitel seiner Schrift *Das Unbehagen in der Kultur* handelt – nicht ohne seine erheblichen Schwierigkeiten mit diesem Gefühl einzuräumen. Zwei Assoziationen Freuds (Zitate aus Grabes *Hannibal* und Schillers *Taucher*) sind hier aufschlussreich. Der Beitrag geht schließlich der Vermutung nach, dass Freud sich, ohne dies direkt tun zu müssen, in seinem Text auch mit Ferenczis großer ozeanischer Urzeitspekulation auseinandersetzt.

Stichworte: ozeanisches Gefühl, Romain Rolland, Todestrieb, Sándor Ferenczi

* * *

Diana Weis: *Mode und Meer – Versöhnungssex mit den Mollusken*

Der Landgang der Amphibienwesen vor etwa 400 Millionen Jahren führte auf verschlungenen Pfaden zum Menschen, der sich dem Meer seitdem mal angstvoll mal schwärmerisch verbunden fühlt. Diese kurze Geschichte der maritimen Mode vom Rokoko bis zur Gegenwart vollzieht nach, welche vestimentären Ausdrucksformen das wechselvolle Verhältnis zwischen Mensch und Meer hervorgebracht hat.

Stichworte: ozeanische Mode, Tentakel, Kraken

Peter Berz

ist Privatdozent für Biologische Medientheorie an der Technischen Universität Berlin, Lehraufträge am Lehrstuhl für Wissenschaftsforschung Luzern. In Vorbereitung: *Das Geviert in der Biosphäre. Eine Ökologie*. Veröffentlichungen: *Tier Blatt Flügel Herbst. Roger Caillois und sein Biologe: Paul Vignon* (2018), »Ich grüble viel, aber ich tue etwas anderes.« Nachwort zu Lynn Margulis: *Der symbiotische Planet* (2018), *Die Identität der Amöben* (2013), *Contentant Contenu. Anordnungen des Enthaltens* (2012), *Die Einzeller und die Lust* (2012), *L'imaginaire animal* (2011), »Nachwort« (zusammen mit Klaus Taschwer) zur Wiederauflage von: Arthur Koestler: *Der Krötenküsser. Der Fall des Biologen Paul Kammerer* (2010), *Die andere Biologie des Wilhelm Reich* (2008), *Die vier Verschiebungen des Blicks* (2005). Siehe auch: www.peter-berz.de

Marcus Coelen

Psychoanalytiker in Berlin und New York. Mitglied der *Psychoanalytischen Bibliothek Berlin*, der *Société de psychanalyse freudienne*

und *Das Unbehagen. A Free Association for Psychoanalysis*. Während langer Zeit Dozent für Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft, u. a. an den Universitäten von Tel Aviv und São Paulo, sowie an der Ludwig-Maximilians-Universität München; derzeit an der Columbia University New York. Initiator und Mitherausgeber der Reihe »Neue Subjektile« bei Turia + Kant. Viele Arbeiten als Übersetzer, insbes. von Maurice Blanchot und Philippe Lacoue-Labarthe. Veröffentlichungen u. a.: *Die Tyrannei des Partikularen. Lektüren Prousts* (München, Fink 2007), sowie zu Georges Bataille und Jacques Lacan.

Astrid Engl

Mag. Mag. phil. M.P.S., *1983, ist tätig als Psychoanalytikerin in Ausbildung unter Supervision am *Psychoanalytischen Seminar Innsbruck*, arbeitet als wissenschaftliche Mitarbeiterin am *Institut für Psychosoziale Intervention und Kommunikationsforschung* an der Universität Innsbruck im Forschungsbereich *Trauma-Gewalt-Konflikt* und ist Mitglied des Forschungszentrums *InnPeace*. Ihr

Interesse gilt der Verhandlung psychoanalytischer Theorie, mit post-fundamentalistischer politischer Philosophie.

Insa Härtel

Dr. phil. habil.; Professorin für Kulturwissenschaft an der International Psychoanalytic University Berlin (IPU); Schwerpunkte: Psychoanalytische Kunst- und Kulturtheorie, Sexualitäts- und Geschlechterforschung. Jüngste Herausgabe: *Reibung und Reizung – Psychoanalyse, Kultur und deren Wissenschaft*, Hamburg 2021, Textem; <https://www.ipu-berlin.de/professoren/haertel-insa/>

Karin Harrasser

Univ.-Prof. Dr., *1974, Kulturwissenschaftlerin an der Kunstuniversität Linz, Ko-Direktorin des Internationales Forschungszentrum Kulturwissenschaften Wien (IFK). Forschungen zu Körper-, Selbst- und Medientechniken, Prozessen der Verzeitlichung, Theorien des Subjekts / der Objekte, Populärkultur / Science-Fiction, Genres und Methoden der Kulturwissenschaft, Geschlecht und agency. Außerdem Beteiligung an künstlerischen und kuratorischen Projekten. Gemeinsam mit Elisabeth Timm gibt sie die *Zeitschrift für Kulturwissenschaften* heraus. Sie hat Donna Haraways *Unruhig bleiben. Die Verwandtschaft der Arten im*

Chthuluzän (2018) ins Deutsche übersetzt.

Nadine Hartmann

ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Romanischen Seminar der Universität Siegen und widmet sich vor allem der Psychoanalyse und feministischen Philosophie. Ihre Dissertation behandelt die Philosophie und das Mädchen, mit besonderer Berücksichtigung von Georges Bataille und Luce Irigaray. Sie ist Mitbegründerin der feministischen Veranstaltungsreihe »Spellbound«, die Phänomene kollektiver Ansteckung und des Massenwahns untersucht. Sie ist außerdem in Berlin praktizierende Psychoanalytikerin.

Regina Karl

Assistant Professor für Germanistik und Filmwissenschaft an der Rutgers University, New Jersey. Sie arbeitet an einem Buch zur Hand als Symbol und Symptom in Literatur und visuellen Medien nach 1900.

Karl-Josef Pazzini

ist in Berlin und Hamburg als Psychoanalytiker, Supervisor, Berater tätig; war bis 2014 Professor für Bildungstheorie und Bildende Kunst an der Universität Hamburg, ist im Vorstand der Psychoanalytischen Bibliothek Berlin und Mitglied in der Freud-

Lacan-Gesellschaft Berlin. Herausgeber des RISS. Arbeitsschwerpunkte sind: Übertragung, Pornografie, Museum. Bücher: *Bildung vor Bildern. Kunst – Pädagogik – Psychoanalyse* (2015); zus. mit Insa Härtel: *Blickfänger. Scharfgestellt und umgedreht. Gerhard Richter Betty* [1977] 2017, Textem; zus. mit Manuel Zahn, Jean-Marie Weber: *Lehre im Kino. Psychoanalytische und pädagogische Lektüren von Lehrerfilmen* (2018).

Erik Porath
ist Philosoph, Medienwissenschaftler und bildender Künstler in Berlin, Mitgründer der *Assoziation für die Freudsche Psychoanalyse* (AFP) und ehemaliger Mitarbeiter des *Zentrums für Literatur- und Kulturforschung* (ZfL), Berlin 2001–2010. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehören Gedächtnisforschung, Ausdruckstheorien, Medientheorie, Begriffs- und Wissenschaftsgeschichte, Psychoanalyse, zeitgenössische Kunst. Zuletzt: »Wörterei als Mitteilung übers SEHEN + ZEICHNEN. Horst Janssens Schreiben über seine künstlerische Arbeit«, in: Jutta Moster-Hoos; Antje Tietken; Stefan Borchardt; Eugenia Kriwoscheja (Hg.): *Kosmos Janssen. Gewörtert/Gezeichnet*, (hier: Gewörtert), Köln 2019, Wienand. »Im Zusammenhang: Auge, Bild, Wort, Geschichte. Zu Alexander Kluges Einsatz der Bilder im Text«, in: Richard Langston; Leslie

A. Adelson; N. D. Jones; Leonie Wilms (Hg.): *The Poetic Power of Theory. Alexander Kluge Jahrbuch* 6, 2019.

Claus-Dieter Rath

Dr. rer. soc., ist Psychoanalytiker in Berlin. Mitbegründer der *Freud-Lacan-Gesellschaft – Psychoanalytische Assoziation Berlin*, des *Psychoanalytischen Kollegs* und der *Fondation Européenne pour la Psychanalyse*. Veröffentlichungen über Fragen der psychoanalytischen Praxis, der Geschichte der Psychoanalyse und über die Massenpsychologie des Alltagslebens. *Der Rede Wert. Psychoanalyse als Kulturarbeit*, Wien/Berlin 2013, Turia + Kant. *Sublimierung und Gewalt. Elemente einer Psychoanalyse der aktuellen Gesellschaft*, Gießen 2019, Psychosozial-Verlag.

Dorion Sagan

geboren 1959, lebt als freier *science writer* in Amherst Massachusetts. Viele seiner Bücher sind in Koautorschaften entstanden, vor allem zusammen mit der Symbiosetheoretikerin Lynn Margulis: *Microcosmos. Four billion years of microbial evolution* (1986), *Origins of Sex. Three billion years of genetic recombination* (1986), *Garden of microbial Delights* (1988), *Mystery Dance. On the evolution of human sexuality* (1991, dt.: *Geheimnis und Ritual. Die Evolution der menschlichen Sexualität*, 1993), *What is*

Sex? (1995), *What is life?* (1995, dt.: *Leben. Vom Ursprung zur Vielfalt*, 1999), *Acquiring Genoms. A theory of the origin of species* (2002), *Dazzle Gradually. Reflections on the nature of nature* (2007). Zusammen mit dem Geologen, Ökologen und Thermodynamiker Eric D. Schneider: *Into the cool. Energy flow, thermodynamics, and Life* (2005). Veröffentlichungen ohne Koautorschaft: *Biospheres: Metamorphosis of Planet Earth* (1990), *Notes from the Holocene: A Brief History of the Future* (2007), *Lynn Margulis: The Life and Legacy of a Scientific Rebel* (2012) und die Aufsatzsammlung *Cosmic Apprentice. Dispatches from the Edges of Science* (2013).

Jenny Schäfer
lebt als Künstlerin in Hamburg und erforscht mittels Fotografie, Text, Buch und Installation kapitalistisch überformte Alltagsästhetik, befasst sich mit Klassismus, Natur am Rand der Apokalypse, utopischen Szenarien und dystopischer Gegenwart. Zuletzt wurde ihre Arbeit in der *Camera Austria International* 152 publiziert. Seit dem Wintersemester 2020 hat sie einen Lehrauftrag an der HfBK Hamburg. www.jennyschaefer.de

Jamieson Webster
Psychoanalytikerin in New York City. Zu ihren Büchern zählen *The Life and Death of Psychoanalysis* (2011), *Conversion Disorder:*

Listening to the Body in Psychoanalysis (2018), und, gemeinsam mit Simon Critchley, *Stay, Illusion! The Hamlet Doctrine* (2013). Sie unterrichtet an der New School for Social Research und betreut Doktorand*innen in klinischer Psychologie an der City University of New York.

Arnd Wedemeyer
promovierte am Humanities Center der Johns Hopkins University und unterrichtete an Princeton und Duke University. Er wirkte am ICI Berlin als wissenschaftlicher Mitarbeiter und Koordinator des Forschungsprojekts ERRANS und ist nun Senior Editor der ICI Berlin Press. Er schreibt an einer Monografie über das Jahr 1977.

Mai Wegener
Dr. phil., Psychoanalytikerin in freier Praxis in Berlin. Mitinitiatorin des *Psychoanalytischen Salons Berlin* (www.pasberlin.de) und der *Psychoanalytischen Bibliothek Berlin* (www.psybi-berlin.de). Publiziert und lehrt zur Psychoanalyse und im Feld der Kulturwissenschaften. Zuletzt erschienen: *Schleierhaft*, in RISS 93 (2020): *Psychoanalyse des Islam?*; Im Echoraum des Körpers, in: *Macht – Knoten – Fleisch. Topographien des Körpers bei Foucault, Lacan und Merleau-Ponty*, hg. v. Ulrike Kadi, Gerhard Unterthurner, Stuttgart 2021; *Zu Sigmund Freuds Entwurf einer Psychologie von 1895*, in: *FREUD*.

Berggasse 19 – Ursprungsort der Psychoanalyse. Katalog des Sigmund Freud Museums Wien, Hg. Monika Pessler, Daniela Finzi, Berlin 2020.

Diana Weis

geboren 1974, studierte Theaterwissenschaft, Germanistik und Kommunikationswissenschaft in München und Berlin. Sie promovierte über das Nervengift Botox und ist seit Oktober 2019 Professorin für Modejournalismus an der *Business School Berlin* (BSP). Im März 2020 erschien ihr Buch *Modebilder. Abschied vom Real Life* im Verlag Klaus Wagenbach.

RISS 96
Szenen des Sexuellen –
Spielfilme als
Analytiker*innen?

Wie sind Spielfilme Erkenntnisinstrumente? Das Heft geht auf eine Tagung im Juni 2021 zurück (Kooperation des Fachs Ästhetische Bildung an der Universität Köln, der Kulturwissenschaft an der Internationalen Psychoanalytischen Universität Berlin, der Hochschule Luzern Design + Kunst und der Psychoanalytischen Praxis Pazzini, Berlin).

Gefragt wurde, wie filmische Produktionen das Sexuelle in seinen vielfältigen Aspekten analysieren. Dabei beschränkt sich der kulturell-sexuelle Gehalt eines Films keineswegs auf dessen Inhalte. Das Augenmerk liegt auch auf dem »Wie« des filmischen Aufschlusses bzw. den medialen Mitteln und Mechanismen. Können Filme wie Analytiker*innen wirken? Wie ließe sich das implizite analytische Potenzial von Filmen erfassen und welche Einsichten ergäben sich daraus z. B. für Kultur- und Filmwissenschaft, Bildungstheorie, Psychoanalyse? Solchen Fragen widmet sich das

Heft an ausgewählten Filmen mittels verschiedener methodischer Zugänge.

Redaktion Johannes Binotto,
Insa Härtel, Karl-Josef Pazzini,
Manuel Zahn

RISS 97
UN

Das Grimm'sche Wörterbuch vermerkt zur Vorsilbe *un*: »es gibt kaum eine partikel, die ihre productive kraft stärker bethätigt hat und heute noch lebendiger bewahrt als *un*.«

Die starke produktive Kraft des *un* hat mit der semantischen Umkehrung zu tun, die es in Bezug auf Nomen oder Adjektive bewirkt, an die es sich heftet. Zugleich ist *un* selbst von einer inneren Umkehrung durchwirkt. *Un* macht die Eins der Einheit uneins, *un* ist weniger als eins, *un* entzweit und vermehrt.

Wenn es eine Wissenschaft gibt, die in besonderer Weise auf *un* hört, den inkommensurablen Energien und Effekten nachgeht, die von *un* ausgehen, so ist es die Psychoanalyse. Denn Psychoana-

lyse ist, wo es ein Gehör für das Unbewusste gibt.

Das *Unbewusste* ist nicht einfach eines unter vielen anderen *un*-Wörtern. In ihm wird *un* adressiert, als habe das Unbewusste eben ein Bewusstsein vom *un* und seinen verwirrend negativen Wirkungen.

Wo es in unserer Gegenwart um die Psychoanalyse eher schlecht bestellt ist, die Unwörter aber florieren, nicht nur in den Medien, sondern auch in der Gegenwartsdichtung, warum nicht von *un* her Linien aufzeigen im Feld von Psyche, Sprache, Denken. Unfug wird auch dabei sein, grad darum wollen wir's geschehen lassen.

RISS-BEIRAT

Monique David-Ménard (Paris)
Mladen Dolar (Ljubljana)
Maire Jaanus (New York)
Antonello Sciacchitano (Milano)
Sam Weber (Paris)
Slavoj Žižek (Ljubljana)
Hans Saettele (Mexiko)
Juliet Flower Mac Cannell (Irvine)
Bruce Fink (New York)
Renata Salecl (Ljubljana)
Alenka Zupančič (Ljubljana)
Cormac Gallagher (Dublin)

AUTOR*IN WERDEN

Eingeladen zu Beiträgen sind alle, die Texte, kombinierte Text- und Bildbeiträge, auch Audiobeiträge verfassen. Ungefähre Länge: bis 12 Seiten (ca. 30.000 Zeichen).

Wir bitten um gleichzeitige Zusendung eines Abstracts auf Deutsch, Englisch und Französisch (ca. 400 Zeichen), 5 bis 10 Keywords und eines Kurz-Curriculums (ca. 400 Zeichen).

Redaktion:

pazzini.riss@textem.de

Karl-Josef Pazzini

Pestalozzistr. 103

D-10625 Berlin

Details zur Texteingabe finden

Sie auf unserer Homepage

[www.](http://www.risszeitschriftfuerpsychoanalyse.org)

risszeitschriftfuerpsychoanalyse.org

LESER*INNENSCHAFT

Als Leser wünschen wir uns neben praktizierenden Psychoanalytikern jene, die dort arbeiten, wo etwas unerhört ist. Nicht nur Sprachwissenschaftler, Philosophen, Künstler, Kulturschaffende, Pädagogen, Historiker, Ethnologen, sondern alle, die an Grenzen leben oder arbeiten. *RISS* ist weltweit in vielen Bibliotheken online oder physisch erhältlich und bleibt als Arbeitsinstrument weit über das Erscheinungsdatum hinaus aktuell.

Anzeigen / Bestellungen /

Medienkontakt

Wir freuen uns auf Ihre

Kontaktaufnahme:

riss@textem.de



Karsten Münch (Hg.)

**Internationale Psychoanalyse Band 15
Einklang und Vielstimmigkeit**

Ausgewählte Beiträge aus dem
International Journal of Psychoanalysis



Psychosozial-Verlag

322 Seiten • Broschur • € 32,90
ISBN 978-3-8379-2985-0

Karsten Münch (Hg.)

**Internationale Psychoanalyse
Band 15:
Einklang und Vielstimmigkeit**

Ausgewählte Beiträge aus dem
International Journal of Psychoanalysis

Die AutorInnen untersuchen den Ödipuskomplex in veränderten Familienkonstellationen, zeigen Neues zum Übertragungsbegriff sowie zur Vielgestaltigkeit der modernen Psychoanalyse auf und setzen sich mit Konzepten und Ansätzen von Winnicott, Bion und Lacan auseinander. Den Auftakt macht ein Beitrag zum 100. Geburtstag des *International Journal of Psychoanalysis*.

**JAHRBUCH
DER PSYCHOANALYSE**

Herausgegeben von Bernd Nissen, Uta Zeitzschel, Wolfgang Hegener, Uta Karacaoglan

82

Hören und Träumen

Beiträge

- Leopoldo Heger: *Wo ist das Material der Stunde?*
Bernaby Barrett: *Überlegungen zu einem frei assoziierenden Zuhörer*
Anselm Perle: *Die Komplexität des Traums im Dazwischen*
Dieter Bärgen: *Hinter der Scheibe - Aus der Traum?*
Uta Zeitzschel: *«Odipus Weckend» - Die Konstruktion der unbewussten Phantasie*
Franziska Hane: *Die frühen Formen des psychischen Lebens als Vorläufer der (Bi-)Sexualität*
Patrick Miller: *Heimliches Erträumen des Überhörten?*
Tulay Özbek: *Der Schlaf und die Träume*
Fanny Dehaene-Platz: *in Auf der Suche nach der verlorenen Zeit*
Begrüßwort
Bernd Nissen: *Das Erleben von Auflösung*
Uta Karacaoglan: *Gibt es psychische Träume?*

Psychosozial-Verlag

235 Seiten • Broschur • € 49,90
(39,90 € für Mitglieder der DPV, DPG und DGPT)
ISSN 0075-2363

Bernd Nissen, Uta Zeitzschel,
Wolfgang Hegener, Uta Karacaoglan (Hg.)

**Jahrbuch der Psychoanalyse –
Band 82**

Hören und Träumen

Auf was hören wir, wenn wir träumen, was träumen wir, wenn wir hören, was lässt uns aufhören? Hören wir in der Beziehung oder die Beziehung? Wie verändert sich Hören und Träumen, wenn es sich nicht in zart-libidinösen Gefilden abspielt, sondern wenn es um Neid, Hass, Verachtung, Destruktion geht? Um Angst, Verzweiflung, Zusammenbruch, Nichts?

Im eRISS sind die Originalversionen der übersetzten Beiträge zu finden, die im jeweiligen RISS publiziert sind. Aber auch Essays, die Artikel im Heft ergänzen sowie Texte aktueller Relevanz. Mit dem vorliegenden Heft sind die folgenden Beiträge hinzugekommen:

→ Berz, Peter:

Meisenheimer mit Bálint = der dritte Teil des hier in seinen ersten beiden Teilen abgedruckten Beitrags von Peter Berz: *Biologien der Psychoanalyse: Weismann mit Freud – Bölsche mit Ferenczi – Meisenheimer mit Bálint*

→ Abraham, Nicolas:

»L'introduction«,
in: Sandor Ferenczi: *Thalassa. Psychoanalyse des origines de la vie sexuelle*. Petite Bibliothèque Payot, Paris 2002



KULTUR- & GESPENSTER

Archive und Depots
und Lager und
Halden und
Haufen
und Bunker
und Verliese
und Kammern

Maike Aden
Lothar Baumgarten
Clémentine Deliss
Carl Einstein
Julia Fertig
Magdalena Grüner
Anna Guðjónsdóttir
Insa Härtel
Anette Hoffmann
Andra Joeckle
Fritz W. Kramer
Ulrich Lang
Jochen Lempert
Judith Neunhäuserer
Michael Oppitz
Marianne Parsch
Michael Pichler
Nicky Reeves
Nora Sdun
Bettina Viemann
Rahel Wille
Anna Zett



Ausgabe 21
2021

16 Euro
Bestellen
unter www.kulturgespenster.de

9 783864

851476

R|SS

BIOANALYSEN I

THALASSA
SPEKULATION
KATASTROPHE
KOITUSPROBLEM
EWIG FLIESENDE
LEBENSSUBSTANZ
PROTOZOEN
Ei
HYSTERISCHE ORGANE
KEIM UND SOMA
AMPHIMIXIS
GENITALTHEORIE

Zeitschrift für Psychoanalyse, Nr. 94

Abos und Einzelhefte unter
<https://www.risszeitschriftfuerpsychoanalyse.org/>

Pier Paolo
Pasolini
Thalassa

R|SS+

»... möglicher-
weise ein
Symptom«
Ein Gespräch
mit Peter
Widmer über
die Freiheit
der Psycho-
analyse

R|SS+

Abos und Einzelhefte unter
<https://www.risszeitschriftfuerpsychoanalyse.org/>

Heftredaktion:

Peter Berz
 Marcus Coelen
 Karl-Josef Pazzini
 Erik Porath
 Mai Wegener

Autor*innen:

Nicolas Abraham
 Peter Berz
 Marcus Coelen
 Astrid Engl
 Insa Härtel
 Regina Karl
 Karl-Josef Pazzini
 Erik Porath
 Claus-Dieter Rath
 Jamieson Webster
 Mai Wegener
 Diana Weis
 Peter Widmer

Herausgeber:

Karl-Josef Pazzini

Mitherausgeber:

Marcus Coelen
 Judith Kasper
 Mai Wegener

Redaktion:

Artur Reginald
 Boelderl
 Marcus Coelen
 Jonas Diekhans
 Insa Härtel
 Regina Karl
 Judith Kasper
 Aaron Lahl
 Robert Langnickel
 Karl-Josef Pazzini
 Erik Porath
 Kianush Ruf
 Jonathan Schmidt-
 Dominé
 Mai Wegener
 Peter Widmer
 Alexandre
 Wullschleger

Korrektur/Lektorat:

Nora Sdun,
 Frederike Niebuhr,
 Gustav Mechlenburg
 (Textem)

Gestaltung:

Christoph
 Steinegger /
 Interkool

Abbildungen

und Text:
 Jenny Schäfer

Druck:

Kerschoffset d.o.o.

Textem Verlag

Hamburg 2021

ISBN 978-3-86485-
 265-7

Mai Wegener, *Seinem großen Ozeanischen Freund das Landthier S. Fr.* | Karl-Josef Pazzini, *Verloren* | Diana Weis, *Mode und Meer – Versöhnungssex mit den Mollusken* | Insa Härtel, *Biochemische Impotenzlösungskompetenz? Filmische Viagra-(Un-)Fälle* | Erik Porath, *Nicht ohne Wunsch und Genießen – Zu einer bekannten Debatte aus bioanalytischer Sicht: Psychoanalyse zwischen Natur- und Geistes-/Kulturwissenschaft* | Dorion Sagan, *The Berlin Interview – With Peter Berz and Marcus Coelen* | Karin Harrasser/Karl-Josef Pazzini, *Theorien des Körpers als Science Fiction lesen – Ein Manifest in Gesprächsform* | François Ansermet, »... dass wir biologisch dazu determiniert sind, nicht völlig biologisch determiniert zu sein.« *Ein Gespräch* | Nadine Hartmann/Arnd Wedemeyer, *Ankündigung eines Austauschs des RISS mit Catherine Malabou anlässlich ihres neuen Buches »Le plaisir effacé. Clitoris et pensée«* | Peter Berz/Marcus Coelen, *Coronanalysen – Fragmente zur viralen Lage* | Dokumentation: *Wort Virus* | Jamieson Webster, *Endnoten – Palliativpflege in Zeiten einer Pandemie* | Regina Karl, *Manifest Destiny: Die sperrige Übersetzung amerikanischer Freiheit* | Claus-Dieter Rath, *Covid-19 in Analyse: Übertragung, Ansteckung und Übermittlung – Eine Skizze* | Peter Berz, *Die biologische Frage*

Rezensionen: Peter Widmer, *Destruktion des Ichs. Psychoanalytische Annäherungen an den Ursprung menschlicher Aggression* (Astrid Engl) | Tögel, Christfried (Hg.); Zerfaß, Urban (Mitarbeit): *Sigmund-Freud-Gesamtausgabe in 23 Bänden, Bd. 16 und 17* (Karl-Josef Pazzini)